

Er erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).  
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



## Mildthätigkeit.

Als die anbetungswürdige Louise von Forchtenstein im verflossenen Sommer ihren Herrn und Gebieter auf einer Reise nach Schottland begleiten mußte, war sie darob sehr unmutig, wegen des „Andern“, den sie in Wien zurücklassen mußte. Sie war verdrossen und betrübt, weil sie ihn einen ganzen Monat nicht sehen sollte, hauptsächlich aber war sie unruhig. Es geschah zum ersten Mal, daß ein Mann, den sie — die stolze, blasirte, große Dame — zu bemerken und auszuzeichnen geruht hatte, ihr einige Sorge und Unruhe verursachte. Bisher waren die wenigen Liebhaber, die sie gehabt

— Einen nach dem Andern — sehr korrekte, gefestete, zuverlässige Leute, stets auf den Knien vor ihr, um ihre Liebe zu betheuern und ihr im Laufe der Tage und Nächte zu sagen, wie schwarz und boshast ihre Augen seien, wie frisch ihre Lippen, wie schimmernd ihre Zähne seien, wie fest ihr Busen sei, wie amphorenhaft geschwungen ihre Hüften, wie klein und flug ihre Füße seien. Sie war denn auch untröstlich darüber, daß sie, das Idol der Völker, gewohnt mit einem Wink sich Gehorsam zu verschaffen, verliebt sei, aber verliebt in einer Weise, wie sie es noch nicht gewesen, in den „Andern“, einen

modernen jungen Mann, kein Lebemann, aber interessant, Einer, der mehr Gehirn als Sinne suchte und der ganz und gar nicht darnach aussah, als wüßte er die reiche Fülle von Fleisch und Liebe nach ihrem richtigen hohen Werthe zu schätzen, welche Louise ihm so oft als möglich in seine Junggesellen-Wohnung brachte. Und doch hatte sie jedesmal, wenn sie kam — gleichviel ob er von ihrem Kommen im vorhinein verständigt worden oder nicht — ihn allein gefunden und — was noch mehr beweist — sehr verliebt, sich keineswegs auf Höflichkeiten beschränkend, wenn er sie in seinen Armen hielt.

Sie war also sicher, geliebt zu werden, allein mit ihrem Scharfsinn einer Lebendame erkannte sie auf den ersten Blick, daß ihr Geliebter stark „weiblich“ veranlagt sei und Dies war's, was sie beunruhigte.

Darum hatte sie denn, als sie am vorhergehenden Tage ihm ihren Abschieds-Besuch gemacht, ihm halb im Ernst und halb im Scherz gesagt: „Höre, mein liebster Schorsch; ich werde jetzt lange Zeit fort sein; Du mußt mir schwören, treu zu sein, lächerlich treu zu sein. Es wäre feige von Dir, mich zu betrügen, denn Du weißt, daß ich Dich nicht betrügen kann. . . . Mit wem auch sollte ich Dich in Schottland betrügen? Mit Schottländern, Leuten, die keine Hosen tragen? Das ist allerdings bequemer, aber es ist unwahrscheinlich. Du darfst also keine Frauenbesuche machen, hörst Du?“

Volle zwei Wochen war Georg grausam treu gewesen. Er betete Louise an, dachte nur an sie und schrieb ihr täglich vier Seiten.

Eines Morgens entdeckte er unter der eingelaufenen Post einen sehr langen Brief, auf welchem die Adresse mit langen, feinen Zügen geschrieben war. Es war nicht die Schrift Louises und Georg hatte die Empfindung, daß dieser Brief ihm von einer lang gediehenen Frau gesandt worden war. Er zerriß den Umschlag und las:

„Liebster Freund!“

Ich geruhe Ihnen mitzutheilen, daß ich soeben aus Ostende zurückgekehrt bin. Ich bleibe nur zwei Tage in Wien und gehe dann zu meinem Oheim, dem Baron Kaiserwart, auf das Land. Kommen Sie morgen zum Frühstück; ich werde allein sein.

Die Walküre.“

— Schau, schau! rief Georg; warum schreibt mir die liebe Emilie?

Es war dies eine blonde, schwächliche Jüdin, die er „die Walküre“ genannt hatte, weil ihr Haar die Farbe hatte, die von den Darstellerinnen der „Brünhilde“ mit Vorliebe gewählt wird. Sie hatte Eindruck auf ihn gemacht; sie hatten mit einander getändelt; dann war Louise aufgetaucht und die Sache ward nicht weiter gesponnen.

— Werde ich hingehen? werde ich nicht hingehen? fragte sich Georg. Sie wird allein sein und Das ist gefährlich. Es ist unsinnig, was ich thue, aber ich gehe doch nicht hin. Ich will ihr ein Rohrpost-Briefchen mit den plattesten Entschuldigungen senden.

Und er verließ das Haus, um sein Briefchen abzusenden. Doch in dem Augenblicke, als er sich dem Sammelkasten näherte, traf er Ludwig v. Absack, einen sehr skeptisch ver-

anlagten jungen Mann, mit dem er zu plaudern liebte, „um sich die Illusionen des Lebens zu vertreiben“ — wie er sagte.

— Schau! wie geht's? rief Absack. Immer verliebt?

— Sehr.

— In Eine und Dieselbe.

— Ohne Zweifel.

— Treu?

— Wer? sie oder ich?

— Natürlich Du!

— Treu wie der Mond.

Und Georg erzählt seinem Freunde, er sei dermaßen gewissenhaft in Dingen der Treue, daß er es vermeide, mit einer sehr liebenswürdigen Frau zu frühstücken, bloß um nicht in Versuchung zu kommen.

— Das ist Prahlerei, sagte Absack, und hat übrigens keinen Sinn. Doch, Sie sind schon so ein Schäfer! . . . Ich an Ihrer Stelle würde mich zu diesem Frühstück sicher einfinden.

Georg sandte das Rohrpost-Briefchen nicht ab. Er ging zur „Walküre“, die sehr liebenswürdig und sehr durchsichtig war. Indes vermochte Georg seinen Mantel heil zu retten; aber er bedauerte dies, was schon der Beginn der Unbeständigkeit ist. Als er die „Walküre“ verließ, hielt er sich folgende Rede: „Ich hätte mich nur bücken dürfen, das ist klar. . . . Von Zeit zu Zeit schaute sie mich mit einer sehr deutlichen Verwirrung an. . . . Ich habe vielleicht unrecht gehandelt. . . . es wäre Alles in Allem eine vorübergehende Kaprixe gewesen. Wäre es wenigstens eine Frau im Genre von Louise, dann wäre mein Liebhaber-Gewissen ruhig; denn es heißt doch nicht eine Frau betrügen, wenn man eine andere besitzt, die ihr gleicht und an sie erinnert. . . . Dies ist sogar eine indirekte Huldigung für ihre Macht. Allein, die „Walküre“ gleicht Louisen ganz und gar nicht. Die Eine ist blond, schwächlich, geschmeidig; die Andere ist braun, behäbig, marmorhaft. Nein, ehrlich gesprochen: das hieße sie betrügen; ich wäre nicht zu entschuldigend.“

Während er solchermaßen psycho-monologisirte, wollte es der Zufall, daß er nach zehn Minuten die kleine Cianelli traf, eine Grotesk-Reiterin vom Zirkus Renz, die ihn bat, sie nach Hause zu begleiten; sie wolle ihre neueste Rolle vor ihm probiren. Er nahm die Einladung an, wenngleich er im Stillen eine Katastrophe befürchtete. In der That wurde seine Tugend auf eine harte Probe gestellt, doch konnte er auch da seinen Mantel retten — allerdings in arg zerknittertem Zustande.

Man kann sich wohl denken, daß all' der Widerstand ihn im Tiefinnersten durchrüttelte. Auf der Straße angelangt, zögerte er einige Sekunden; aber schließlich sagte er sich: „Im Grunde heißt Das nicht sie betrügen; ich habe Fieber und nehme Antipyrin, Das ist Alles.“ Und er lenkte seine Schritte nach einem der engen Gäßchen, die auf den Parkring münden und wo er, nach den Andeutungen Absack's ein gastliches Haus finden sollte, wo man ihn mit der diskretesten Lebensart aufnehmen und behandeln würde.

Eine alte Dame von solider Haltung und Kleidung empfing ihn und geleitete ihn in einen Salon, der in Granat und Gold decorirt, einen strengen und vornehmen Eindruck machte. Mit dem Wohlwollen einer Großmutter hieß sie ihn hier Platz nehmen und in dem respektvollen Tone eines Haus-

hofmeisters, der das Menu herzählt, schilderte sie ihm mit ihren Vorzügen die verschiedenen Pensionärinnen des Hauses.

Carmen, eine große Braune; Paquita, eine kleine Blonde, direkt aus dem Pariser Louvre; Reseda, eine Neue, bisher Laden-Fräulein beim „römischen Kaiser“.

Doch Georg wollte weder Carmen, noch Paquita, noch Reseda, noch Mirzel, noch Etelka, noch die Anderen, die ihm aufgezählt wurden. Die Alte war verzweifelt; doch machte sie noch einen letzten Versuch.

— Mein Herr, Sie sind sicherlich Künstler, sagte sie. Wollen Sie, daß ich Ihnen Marfa vorführe? Es ist eine Singhalesin, für die ich viele Lobsprüche eingeheimst habe.

— Meinertwegen Marfa, erwiderte Georg, der nach allen wohlbekannten Gerichten, die man ihm in Aussicht gestellt hatte, jetzt endlich einen außerordentlichen Caviar zu bekommen hoffte.

Wenige Minuten später sah er ein schönes, braunes Mädchen mit ambrasefarbener Haut und nachtschwarzem Haar eintreten; sie schien dermaßen orientalisches und erotisches, daß sie selbst wenn sie stand, den Bauchtanz aufzuführen schien.

Mit ihren großen, grünen Augen betrachtete sie Georg, ohne ein Wort zu sagen und ließ gleichgiltig und mechanisch ihr Oberkleid von grauem, englischem Tuche langsam ihren schlanken Körper hinabgleiten, dann ihr Unterkleid von gelbem Satin . . .

Da sie fortwährend schwieg, fand Georg sie keineswegs dumm, und da sie wirklich schön war, wurde sein Interesse für sie erweckt. Er behandelte sie mit Aufmerksamkeit und vergaß — sie zu respektiren.

Marfa, an Umstände und Aufmerksamkeiten augenscheinlich wenig gewöhnt, streifte ihre Scheu allmählig ab und ward mittheilbarer. Georg fand die Unterhaltung sehr ergötlich mit diesem Mädchen, welches der Zufall ihm in den Schoß geworfen und welches, weil es fühlte, daß man es ohne Spott anhöre, in der natürlichsten Weise von seinen kleinen Angelegenheiten plauderte.

In einem gegebenen Augenblicke fragte sie Georg, was er am folgenden Tage — einem Sonntage — anfangen würde.

— Ich werde wahrscheinlich auf das Land gehen, antwortete er.

— Zu Besuch?

— Nein, ganz allein.

— Ach, auf das Land! seufzte Marfa.

Und es lag in diesen drei Worten ein solcher Abscheu vor dem spießbürgerlichen Kloster, ein solcher Ueberdruß vor dem in Granat und Gold decorirten Salon, ein so heißes Verlangen nach Freiheit, nach Grün und Sonne, daß Georg, von tiefem Mitleid für das arme Mädchen ergriffen, sie fragte:

— Gehen Sie denn nie auf das Land?

— Mit wem? Ehe ich mit der Hauswirthin oder mit meinen Genossinnen ginge, bleibe ich lieber zuhause.

— Ich begreife. Nun denn, wollen Sie, daß ich Sie morgen mitnehme?

Sie sah ihn mit einer gewissen Scheu an, weil sie fürchtete, er belustige sich über sie. Allein, Georg trieb keinen Scherz: er hatte aus Mitleid plötzlich beschlossen, sie mitzunehmen. Er, der so viele Dukaten auf den Nachtkästchen der

Halbwelt-Damen zurückgelassen, fand es sehr chic, dieser Marfa einige Stunden die Sonne scheinen zu lassen, diesen großen Dukaten, der für alle Welt glänzt.

Es wurde vereinbart, daß Marfa ihn am folgenden Morgen um zehn Uhr in seiner Wohnung abholen würde; da sollte dann das Ziel des Ausfluges gewählt werden.

Damit schieden sie.

Der von seinem Herrn verständigte Diener ließ am andern Morgen die Singhalesin ungehindert eintreten. Rauschend und knisternd segelte sie heran, geschmückt mit Seide und Sammt. Sie strahlte und erwartete augenscheinlich einen Jubel-Ausbruch von Seite ihres neuen Freundes. Doch dieser rührte sich nicht; er war erstarrt beim Anblicke des schwarzen Seidenkleides, welches Marfa ihm zu Ehren anziehen zu sollen geglaubt hatte; und er war vernichtet, als er den breiten Hut mit blauen Federn sah, den sie auf ihr schwarzes Haupt gestülpt hatte. Er wollte sich nicht glauben, daß diese Wilde im Sonntagsstaate dasselbe Weib sei, das ihn gestern interessirt hatte.

Anstatt der welligen und krausen Haare, die ihrem Antlitze ein sanft-wildes Aussehen verliehen, hatte sie sich „Zacken“ auf der Stirne und „Herzhälchen“ an den Schläfen gemacht, wahrscheinlich mit Hilfe von Zuckerswasser, damit es besser halte, und in ihren von Pommade glänzenden Haaren sah man die Spuren des Kammes.

— Nun, Du küssest mich nicht?

Sie duzte ihn jetzt. Die Sache fing gut an.

Er küßte sie, aber ohne jegliche Leidenschaft.

— Und wo gehen wir hin? fragte sie.

— Zum Teufel! dachte er. — Wo wir hingehen? Ihm . . . wir gehen . . . ich weiß noch nicht wohin . . .

— An einen Ort, wo es viele Leute gibt, nicht wahr?

— Ei, bewahre! Wenn man auf das Land geht, will man doch allein sein!

— Hast Du keine Freunde, die man mitnehmen könnte?

— Nein, keinen einzigen. Wir Zwei werden allein gehen. Das ist schöner.

Eine Stunde später waren sie in Baumgarten, in dem Parke, wo unbekannte und wenige Spaziergänger sich ergingen. Sie verbrachten hier fast den ganzen Tag, nahmen hier ihren Imbiß und ihr Mittagessen.

Marfa war gesprächig zum Verzweifeln und sentimental zum Tollwerden. Jeden Augenblick fragte sie ihn:

— Liebst Du mich?

— Aber ja!

— Ich will, daß Du mir es anders sagest.

— Ich bete Dich an.

— Wirklich?

— Auf Ehrenwort! . . . Bis zum Rasendwerden!

Am liebsten hätte er sie erwürgt.

Sie hatte auch die Manie, seine Hände zu fassen.

— Schau, wie feucht die meinigen sind, sagte sie.

Sie rühmte sich dessen noch! Es war entsetzlich. Anfänglich hatte er versucht, das Abenteuer von der spaßigen Seite zu nehmen, indem er sich sagte, die Geschichte müsse, da sie nun einmal begonnen, auch bis zu Ende genossen werden. Marfa machte Zukunftspläne und sagte Dinge folgenden Kalibers:

— Wenn Du willst, fahren wir im Herbst nach Gumpoldskirchen zur Weinlese . . . Und im Prater wollen wir uns zusammen photographiren lassen . . .

— Oh gewiß! erwiderte er; ich wußte nicht, was meinem Leben noch abgehe; aber ich sehe jetzt ein: Das ist's.

Doch alsbald fand er es langweilig, sich über die arme Marfa lustig zu machen, die ja nichts davon verstand. Er versuchte ihr Interesse festzuhalten, ihr Geschichten zu erzählen und er sprach, damit sie schweige. Allein sie unterbrach ihn mit blöden Bemerkungen.

Er wollte Bewunderung für die Landschaft und Verständnis für die Natur in ihr hervorrufen; allein sie war unempfindlich für die sonnigen Auen, für die schattigen Laubgänge, für die sanft abschüssigen, grünen Matten und es fiel ihr nicht ein, eine Blume zu pflücken.

Und er erinnerte sich, daß er ehemals, vor zwei Jahren, an den nämlichen Orten mit einer Andern gewandelt habe, die Blumen pflückte, im hellen Sonnenschein der Felder lachte, im Dunkel der schattigen Alleen still und träumerisch war, als hätten Licht und Schatten Reflexe in ihrer Seele hervorgerufen.

Mittlerweile redete Marfa immerfort. Sie erzählte von ihren Abenteuern in London, Paris, Peking, Buenos-Ayres, — denn sie war überall gewesen und hatte in den Tingeltangeln den Singhalesen-Tanz aufgeführt und Das war ihr Stolz. Und er fragte sie wie ein Kind: „Wie sind denn dort die Häuser, die Männer, die Frauen, die Wagen?“

Sie wußte es nicht; sie war überall gewesen, ohne zu sehen, was sie umgab. Sie lebt in ihren Instinkten dahin, wie eine Pflanze.

Vor dem Diner mußte er mit ihr Karten spielen, — er, der das Kartenspiel verabscheute.

Zwei Partien *Écarté* machten ihn „fertig“. Als sie zu Tische gegangen waren und er die Suppe hinuntergewürgt hatte, fühlte er, daß er es nicht länger aushalten könnte und während des Essens sicher einen dummen Streich begehen würde. Es wirbelte ihm vor den Augen. Mit einer hastigen Bewegung warf er Marfa seine Börse hin und stieß die Worte hervor:

— Bezahle die Rechnung, ich muß fort; ich vergaß, daß heute meine Großmutter ankommt, die ich im Bahnhofe erwarten muß. Lebewohl!

Und er rannte wie ein Dieb zur Bahnstation und war nicht eher ruhig, als bis der Zug ihn nach Wien zurückführte.

— Ach, wenn Louise wüßte! sagte er sich; — es wäre der Gipfel der Lächerlichkeit!

### Für alle Tage.

Eine vierzigjährige Frau verzeiht einer dreißigjährigen Alles, nur nicht den Altersunterschied von zehn Jahren.

\*

Früher begnügten sich die Mädchen damit, etwas zu ahnen, jetzt wollen sie Alles wissen.

\*

Die Frauen sind nicht im Mindesten empfänglich für Komplimente, die nicht ihnen gemacht werden.

\*

Oft erhält man einen Kuß nur deshalb, weil man ihn niemals verlangt hat.

\*

Einem Manne, der Dein Gläubiger ist, wirst Du täglich begegnen, ebenso einer Frau, die Dich liebt.

\*

Wer in den Augen einer schönen Frau lesen darf, spottet der Weltliteratur.

\*

Die Frauen gestehen stets weniger, als sie empfinden; die Männer stets doppelt so viel!

\*

Die Frauen spotten aller Moralisten, weil sie auch diese — besiegen.

\*

Selbst die geistreichste Frau beneidet jene Rivalin, welche durch die Liebe dumm geworden.

\*

Ein geschickter Liebhaber erräth Alles.

Wer auf die Treue der Frauen rechnet, ist der schlechteste Mathematiker auf Erden.

\*

Eine dumme Frau spricht mehr, als ein Duzend geistreiche Männer.

\*

Die Frauen verleumdten nur jene Rivalin nicht, die ihnen — unbekannt ist.

Germanicus.

### Pantoffel, Schuh und Stiefelchen.

Ein Trio, auf seinem Streichinstrumente vorgefragt von Titanello.

La bella Italia im Schnee! Schnee nicht nur auf den Zacken des Apennin, Schnee auch in den lauschigsten Thalwinkeln, in der Campagna, Schnee auf der Piazzetta in Venedig, auf dem Dache des Thurms von Pisa, im Colosseum! Und nicht etwa ein Carnevalscherz, eine neue Art von Confetti, leichte, lustige Flocken, über die man kindisch aufjauchzen konnte, die hier auf einer Kupfernase, dort auf den fußgeschwellten Lippen einer feurigen Signorina vergingen, kaum daß sie sich dort festgesetzt; nein, wahrhaftiger irdischer Schnee, die reinen „Müllergesellen“, wie man im Lande des großen Frederigo zu sagen pflegt. Das war kein Scherz mehr, das war bitterer Ernst. Fünzig Stunden ununterbrochen hatte es in Verona geschneit. Von allen Seiten kamen Nachrichten von Verkehrsstörungen, Lawinstürzen, Verschütteten und Erfrorenen. Denn mit dem Schnee war auch die Kälte gekommen.

Ach, wie froh man im Lande der Sonne! Was halfen jetzt Kohlenbecken und flirrige Kamine? Ein Königreich für einen soliden, deutschen Kachelofen!

Droben in der Lombardei freilich, in den alten Raubnestern und Bergschlößern, war man besser daran. Da war man an dergleichen gewöhnt und saß ganz gemüthlich zwischen den meterdicken Mauern vor dem Ungethüm von Kamin und ließ einen großmächtigen Kloben nach dem anderen in den

Rachen desselben hineinspazieren. Da hatte man noch Arven, Steineichen und Kernpinien in Hülle und Fülle und hatte nicht nöthig, mit verküppelten Olivenästen vorlieb zu nehmen.

Die alte Marchesa di Scoglio war sogar recht wohl zufrieden mit diesem beispiellos strengen Winter: sicherte ihr derselbe doch einen guten Besuch ihrer Theeabende. Und was hatte die arme, halbgelähmte, aber immer noch lebensfrohe Dame vom Leben außer dem unfehlbaren Präservativ gegen Schmerzen und Grillen, das uns eine launige Unterhaltung mit Freunden bietet? Jetzt wärmte sich ihr Nefse, Graf Umberto, ein junger, schmucker Cavalier und großer Nimrod, gerne bei ihr auf, und Angiolina, das gute Kind, dessen Schwester, war den ganzen Tag bemüht, ihr die rheumatischen Schmerzen durch tausend Pöffen wegzuschmerzen. Kapitano Drlando da Spada, ein alter Jugendfreund und Nachbar, seinerzeit Hauptmann der päpstlichen Nobelgarde, Messer Maffei, der Podesta des nächsten Städtchens, und Pater Filippo, der Beichtwater der Schloßherrschaft, fehlten nie.

Das Beste aber war, daß Sanitätsrath Spasig, ihr alter, deutscher Berather und privilegirter Spaßmacher, durch das Unwetter verhindert war, seinen Stab weiter gen Süden zu setzen, und wohl oder übel aus dem alljährlichen Abstecher zu seiner lieben Marchesa eine längere Raft machen mußte. Das war ein Fest für die lustige Tafelrunde, denn Onkel Spasig gab weiland Boccaccio an Buffonieren und Harlekinnaden nichts nach. Es half ihm nichts, daß er vorgab, in diesem jämmerlichen Klima Gehör und Sprache fast gänzlich eingebüßt zu haben, auch heute mußte er daran glauben.

„Denken Sie, unartiger dottore, wir werden bei dieser harten Belagerung von Seiten des Winters, die unseren Proviant schon so geschmälert, einen unnützen Fresser in der Burg dulden?“ drohte die Schloßherrin schalkhaft. „Nichts, da, entweder spenden Sie zum Ersatz geistige Nahrung, oder ich liefere Sie dem Tyrannen morgen mit dem Frühesten aus!“

„Spannen Sie uns nicht länger auf die Folter, Freund, oder, per corpo di Bacco, ich nöthige Sie zu einem Gange!“ schloß sich der Kapitän an.

„Ich verrathe Ihre Kniffe und Praktiken einem gewissen drallen Arm und einer ungepanzerten Taille gegenüber!“ half der Pater und trällerte anzüglich: „Für ein einfach ländlich Mädchen ist mein Wuchs —“

„Sie bekommen nichts von dem feisten Rehziemer, den ich heute in die Küche geliefert!“ gab Graf Umberto sein Fett hinzu.

„Und ich bin Ihnen nicht so viel mehr gut, Sie garstiger Brummbar von einem tedesco!“ schmolte Angiolina, schnippte mit den Fingern und rückte ein Stückchen von der Seite des Widerspenstigen weg.

„Gnade, Gnade!“ flehte dieser, „das gibt den Ausschlag. Aber wartet, Ihr Quälgeister, Ihr sollt bereuen, einem armen alten, schwachen Manne so zugesetzt zu haben.“ Ein pfliffiges Schmunzeln setzte sich in den Mundwinkeln des Priesters Aeskulaps fest, er stocherte mit der Ofenzange in der Gluth herum, daß die Funken stoben, räusperte sich und begann mit feierlichem Ernste:

\*

„Ich habe immer viel Unglück mit den Damen gehabt!“ „Oh!“ klang es mitleidig und ungläubig aus einem schönen Munde und einem, der schön gewesen.

„Verstehen Sie mich recht, Lieberthe, mit, nicht bei den Damen.“

„Ah, welche Eitelkeit, vanitas vanitatum!“ tadelte der Kreis mit leisem Lachen.

„Eins bedingt das Andere: wer kein Glück bei den Damen hat, den können sie nicht unglücklich machen.“

„Madonna! Für diese Nachlosigkeit müssen Sie Kezer noch tausend Jahre länger braten!“ stellte Pater Filippo in Aussicht. Die Marchesa gab dem Spötter einen Schlag mit dem Fächer, und Angiolina wußte ihren Thee so geschickt umzurühren, daß jenem einige Tropfen des heißen Getränks in den Bart flogen. Der Erzähler sparte seine Rache auf und fuhr unbeirrt fort:

„Namentlich drei Fälle sind mir lebhaft im Gedächtniß, die meinen ersten Ausspruch beweisen. Merkwürdiger Weise spielt jedes Mal eine Beschuhung die Hauptrolle, und jedes Mal drückte mich der betreffende Schuh, ohne daß ich ihn anhatte. Auch wiederholte sich das Schicksal nicht; ich wurde nach der Reihe von einem Pantoffel, einem Schuh und einem Stiefelchen gefoppt.

Wie Sie, meine Freunde und Freundinnen, wissen, war ich in meiner Jugend auch einmal am goldenen Horn. In meiner Jugend — das sagt Alles! Ich war, ohne mir schmeicheln zu wollen, ein hübscher Junge, trug einen artigen blonden Vollbart und noch keine Brille, sah dafür aber Alles durch eine goldene. Die Abenteuer flogen mir in jenem Wunderwinkel der Erde zu, wie die gebratenen Tauben in Schlaraffia. Ach, es waren köstliche Aventuren und allerliebste Täubchen darunter! Das Wasser läuft mir im Munde zusammen bei der Erinnerung! Aber zu meiner Geschichte.

Unternehmungslustig schlenderte ich eines Abends durch zahllose Gassen und Gäßchen Stambuls. Umsonst, kein Haremfenster will sich mir aufthun, nirgends eine Spur vom Ewig-Weiblichen! Endlich, in einer menschenleeren Satyre auf eine Straße, ein prächtiger Palast. Der Mond gleißt auf den Marmorquadern, das Gegitter eines Frauengemaches winkt so geheimnißvoll, so verführerisch — ohne an Gesäckt-, Erdolcht-, Vergiftetwerden zu denken, singe ich meine schönsten Lieder. Da schimmern weiße Gewänder, ein brauner Frauenarm copirt den Freiligrath'schen Mohrenfürsten, das Geschmeide glitzert, das Gitter verschiebt sich, und — ein Pantoffel faust mir dicht am Kopfe vorbei vor die Füße. Wissen Sie, was es bedeutet, wenn eine Türkin einem Manne ihren Pantoffel zuwirft? Dasselbe, wie der Zuwurf des sultanischen Taschentuches: es ist eine unverblünte Einladung, der Eigenthümerin Gesellschaft zu leisten.“ Der Sanitätsrath machte eine Pause und musterte triumphirend die Mienen seiner Zuhörer.

„Nun, und?“ forderte das herzige Backfischchen die Fortsetzung und hielt sich die Hände vor die Augen — nicht vor die Ohren, Gott behüte! „Sie beeilten sich natürlich, der Aufforderung Folge zu leisten, abscheulicher Schürzenjäger, und der Schönen den Pantoffel wieder anzuziehen?“

„Hm, erstens zog ich es in solchen Fällen eher vor, sie auch des zweiten zu berauben, alsdann ist es dort nicht Mode,



Schürzen zu tragen, und schließlich — doch Geduld! Es war ein schöner Pantoffel aus rothem Corduan und überreich mit Goldstickerei beladen. Ich nahm ihn auf, steckte ihn in die Tasche, machte eine Verbeugung, ging zu dem nächsten Trödler und löste zwölf Piaster für das Kleinod.“

„O, wie er lügen kann, wie er lügen kann!“ staunte Angiolina. „Und Das soll man glauben?“

„Das wäre ja niederträchtig gewesen!“ schalt die Alte. „Wußten Sie denn damals noch nicht, was der Pantoffel bedeute?“

„O ja, aber ich maß ihn mit einem flüchtigen Blick — er war gut fünfzehn Zoll lang und fünf breit.“

Allgemeiner Jubel zeigte, daß man begriffen. Aber die Geschichte war noch nicht zu Ende.

\*

„Den Vorwurf, daß sie auf einem zu großen Fuße lebe,“ fuhr Spaßig fort, „konnte ich der Trägerin des weißen Atlasschuhchens nicht machen, das mich ebenfalls unangenehm ernüchterte. Im Gegentheil, er war winzig, wie für eine Elfe gemacht. Einer solchen glich meine vergötterte Wanda überhaupt, die schönste Polin, die ich je gesehen. Vielleicht, daß man diesem Miniaturschuh den Vorwurf eines Mangels an übergroßer Reinheit machen konnte — aber was schadete das? Ich war bis über die Ohren in das holde Magnatenkind verschossen und bestand eines schönen Tages, berauscht von Heidsieck-Monopol und Wandas Blicken, nach gutpolnischer Sitte darauf, das Wohl meiner Schönen aus ihrem Schuh zu trinken. Sie zierte sich nicht übermäßig und gestattete sogar, daß ich selbst jenen abziehe. Selig preßte ich meine Beute an das Herz, füllte sie mit dem schäumenden Maß und — fuhr zurück.“

„Ja, was war denn nun schon wieder?“

„Von dem Boden meines eigenartigen Bechers leuchtete mir der blaue Stempel des Gerichtsvollziehers entgegen.“

Die Damen nahmen ihre Zuflucht zu Fächer und Taschentuch, Graf Umberto bot dem durch die Schilderung des Entsetzlichen sichtlich Erschöpften ein Glas Wasser.

\*

„Ich danke,“ wies dieser zurück, „das Schlimmste kommt noch. Was war der Goldschmuck jenes Pantoffels, was war die Kleinheit jenes Atlasschuhes gegen den Liebreiz des einfachen, knopfreichen Stiefelchens aus Glanzleder, das ich einst in Händen hielt, um einen Schlittschuh daran zu befestigen! Meine Wissenschaft sagte mir, es müsse einen Fuß umschließen, wie Phidias ihn nicht schöner gemeißelt. Mein lüsterne Auge verfolgte die herrlichen Linien weiter und hat sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Welche Wädchen, welche — und doch, und doch!“

„Was haben Sie denn diesem Ihrem Opfer vorzuwerfen? Was verbrach die Ciguerin des Stiefelchens an Ihnen?“

„Zuviel, zuviel! Sie ward meine Frau!“



## Liege im Sessel . . .

Liege im Sessel, Du liebliche Rose,  
Liege nur ruhig und rühre Dich nicht:  
Bist ja auch ohne Dein Liebesgekoose  
Ein aus den Wolken gefall'nes Gedicht!

Senke die Wimpern — ich bleib' Dir zu Füßen,  
Bis dann ein Engel in Schlummer Dich küßt —  
Demuthsvoll will ich den Himmlischen grüßen,  
Fragen ihn, ob seine Schwester Du bist.

F. I. Kanowski.



## Liebe und Statistik.

Von Armand Silvestre.

I.

Neulich las ich in den „Times“ die folgende Notiz: „Am Samstag hat die nächtliche Volkszählung begonnen, d. h. die Aufnahme der zu Bette befindlichen Bevölkerung . . .“

— Das ist aber eine indiscrete Sache, sagte ich mir. Und ich fügte hinzu: Diese Art der Volkszählung ist überdies ganz absurd; sie liefert der Statistik nur ein lächerliches Material. So hat man bei der Volkszählung im Jahre 1861 gefunden, daß die City 112,063 schnarchende Bewohner habe, während man im Jahre 1871 deren nur 74,732 fand. Nun weiß man aber, daß die Bevölkerung zugenommen hat . . .

— In der That, ein seltsames Resultat, fuhr ich, mit mir selbst sprechend, fort. Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß an dem Tage, oder besser in der Nacht der zweiten Volkszählung 37,331 Ehemänner — so viel macht der Unterschied — außer dem Hause geschlafen hätten.

In diesem Augenblicke brachte mir der Postbote einen Brief und ich gestehe, daß diese Ablenkung meiner Gedanken mir nicht unwillkommen war; denn die Ziffern sind mir ein Greuel. Ich öffnete den Brief; derselbe war von meinem Freunde Jacques. Da Du ihn, lieber Leser, ebenso gut kennst, wie ich selbst, habe ich keinen Grund, Dir den Inhalt des Briefes zu verheimlichen. Derselbe lautete:

II.

„Ich bin seit acht Tagen in London, mein lieber Freund; ich bin hieher gekommen, um meine Schwester Merline abzuholen, die einen Monat bei der uns befreundeten Familie Burck zugebracht und deren Abwesenheit mir schon zu lange gedauert hat. Vielleicht bleibe ich noch eine Woche hier, denn ich langweile mich nicht, wie Du sehen wirst, obgleich ich in Folge einer gewissen hiesigen Mode eine ganze Nacht in Aufregungen verbracht habe, die nicht in gleicher Weise angenehm waren. Weißt Du, alter Knabe, was die „nächtliche Volkszählung“ heißt?“

— Halt, Herr Jacques! Von diesem Gegenstande weiß ich ebenso viel wie Sie!

Doch ich fuhr in der Lesung des Briefes fort:

„Da es in der Burck'schen Wohnung kein zweites Gastzimmer für mich gab, wiesen sie mich wegen eines Quartiers an ein ihnen bekanntes Haus, an dasjenige des Reverend Bob Echton, Erfinder der „selbstzeugenden Eiderdunen“, einer der schönsten Entdeckungen unserer Zeit. Dieser scharfsinnige Bob Echton hatte die Wahrnehmung gemacht, daß in der Fabrikation der Eiderdunen nicht das Material, sondern die Arbeit hoch zu stehen komme; darum erfann er eine Pomade, mit welcher man nur Hals und Brust der Gänse einzureiben braucht, damit diese Thiere, von einem wüthenden Jucken ergriffen, sich selbst die kleinen Flaumen ausreißen, deren Abpflücken durch Menschenhände bisher so kostspielig war. Der einzige Uebelstand, welchen diese Methode im Gefolge hat, ist der, daß man, wenn man von den also behandelten Gänsen gegessen hat, ein unüberwindliches Bedürfnis verspürt, sich zu kratzen, ja sogar sich die Haare auszuraufen. Sicherlich ist es nur dem übermäßigen Genuße von Gänsebraten zuzuschreiben, daß man in London heutzutage so viele kahlköpfige Leute trifft. Doch Aldies ist Nebensache; die wahre Existenz-Berechtigung dieses Bob Echton ist seine Ehegattin, eine reizende Wienerin, deren harmonische und betäubende Person einem lebendigen Walzer gleicht, voll geheimnißvoller Verschlingungen und sinnlichen Schmachens. Als Mann und Erfinder könnte Bob Echton ohne jeden Nachtheil verschwinden; aber als Ehegatte! . . .“

— Ach, Merline! dachte ich, — tugendhafte Merline! Du hast wohl gethan, Jacques nach London kommen zu lassen, auf daß er Dich abhole . . .

III.

Hier überspringe ich einige Zeilen in dem Briefe meines Freundes Jacques, um den Leser mit seinen frivolen Ansichten über die Gattenehre zu verschonen.

„ . . . Es ereignete sich nun, daß Bob Echton gestern, nach dem Diner, seiner Frau die Eröffnung machte, daß er genöthigt sein werde, die Nacht über fortzubleiben. Dies geschehe wegen einer Bestellung von Eiderdunen, die ihm von einem fremden Herrscher zugekommen und unverzüglich ausgeführt werden mußte. Wie man sogleich sehen wird, war Dies schmähhch erlogen. Allein Edith, seine Frau, und ich: wir freuten uns seiner Nachricht zu sehr, als daß wir daran gedacht hätten, sie auf ihre Wahrheit zu prüfen.

— Sie werden mich um 1 Uhr bei meiner Freundin Arabella erwarten, hier werde ich von meiner Dienerschaft zu sehr beobachtet, sagte mir die tugendhafte Edith; und diese Sprache machte mich zum glücklichsten der Menschen.

Allerdings stand meinem Glücke ein kleines Hinderniß im Wege. Da ich die günstige Fügung nicht vorausgesehen, hatte ich für Mitternacht einer sehr schönen Tänzerin vom Adelphi-Theater Rendezvous gegeben.

Nun, und was weiter? Diese zwei Verpflichtungen standen doch mit einander nicht im Widerspruche. Eine ganze Stunde trennte die eine von der andern und Miß Jacona, meine Tänzerin, wohnte kaum zweitausend Schritte von Miß Arabella entfernt. Beide Begegnungen konnten sehr wohl stattfinden.

Und so kam es, daß ich um 3/4 12 Uhr, beim Ausgang der Künstler, einer köstlichen Ballerine den Arm bot, die mir einen Blumenstrauß zu tragen gab, so groß wie ein Wagenrad.

Noch waren wir kaum eine Viertelstunde bei Miß Jacona, und ich im Begriffe, diesem lebenswürdigen Mädchen beim Abschminken behilflich zu sein, als man an die Hausthüre klopfte und draußen ein Gespräch sich entwickelte, welchem ich anfänglich keine Aufmerksamkeit lieh. Ich hörte nur, daß man den nächtlichen Besuchern öffnete. Sodann ward an unsere Thüre geklopft.

— Wer kommt zu solcher Stunde? fragte meine schöne Freundin.

— Die Volkszählungs-Kommission. Deffnen Sie!

— Oh, mein Gott!

Da war nichts zu machen; wir mußten öffnen.

— Gerechter Himmel, Herr Echton! Was ist's denn mit den Eiderdunen, die unverzüglich geliefert werden mußten?

— Eine Ausflucht, mein Lieber! Man hat mich zum Volkszählungs-Kommissär ernannt und da diese unglückseligen Beamten allerlei abgeschmackten Spöttereien und Caricaturen ausgesetzt sind, hütete ich mich wohl, mich dieses Amtes zu rühmen. Es ist ein schlimmer Zufall, wenn man in Ausübung dieser Pflicht Bekannten begegnet, aber Sie werden reinen Mund halten, nicht wahr, Jacques?

— Gewiß!

— Ich bin genöthigt, Sie als Einwohner dieses Hauses zu zählen. So ist die Vorschrift.

— Ich sehe dabei nichts Unbilliges. Aber auch Sie dürfen mich nicht verrathen, Herr Bob Echton.

— Das können Sie sich wohl denken. Wenn meine Frau ahnte, daß Sie des Nachts Liebes-Abentauern nachgehen, kriegte ich schöne Dinge zu hören. Sie hat mir streng aufgetragen, Ihre Aufführung zu überwachen.

Und Herr Bob Echton entfernte sich lachend.

— Gute Nacht, mein Liebchen! sagte auch ich.

— Schon, Jacques?

— Ja, mein Schäschen. Wie Du siehst, hat mein Hausherr ein wachames Auge auf mich und es wäre nicht rathsam, die Nacht außer dem Hause zuzubringen.

IV.

Eine halbe Stunde später war ich bei Miß Arabella. Edith war noch nicht da; doch hatte sie ihre Freundin Arabella von ihrem Kommen verständigt, so daß diese mich einließ.

Kaum hatte ich Platz genommen, als draußen geklopft wurde. Das ist sie ohne Zweifel, dachte ich, und eilte ihr entgegen.

— Warum ließen Sie mich warten, Grausame? rief ich der eintretenden Person zu.

Diese eintretende Person war aber ein Herr, dessen Gesicht mit einem riesigen Cache-nez verhüllt war.

— Ich bin der Volkszählungs-Kommissär, sprach der Mann mit offenbar verstellter Stimme unter seinem Shawl hervor.

Doch ich hatte den Rest seiner Kleidung und seinen Wuchs erkannt. Es war wieder der verdammte Bob Echton.

Er fuhr erschrocken zurück, als er mich sah.

— Verrathen Sie mich nicht, sprach er leise. Ich bin bei einer Freundin meiner Frau. Wenn sie mich erkannte . . .

— Seien Sie beruhigt, aber entfernen Sie sich schleunigst.

— Ich bitte die Dame um Entschuldigung, sprach Herr Bob Echton laut, aber ich muß den Herrn hier mitzählen. Das ist die Vorschrift.

— Ich zähle jetzt schon für Zwei, dachte ich mir, während Miß Arabella das Gesicht verzog. Wenn doch nur seine Frau jetzt nicht käme, fügte ich im Stillen hinzu.

Und ich geleitete ihn auf den Flur hinaus.

— Sie glücklicher Junge! sagte er mir. Miß Arabella ist ein reizendes Geschöpf . . . Aber die Andere war es auch . . . Sie sind ein kleiner Pascha! . . . Mein Gott, wenn meine Edith Aldies wüßte! . . .

Pan! pan! An die Hausthüre ward geklopft.

— Um des Himmels willen, verbergen Sie sich! bat ich ihn.

— Aber wo?

— Hier, in diesem kleinen Verschlag.

Und ich schob ihn in das erstbeste Loch.

— Danke, sagte er.

— Pan! pan! Ich bin's! rief draußen eine Stimme.

Ich mußte öffnen.

— Unglückliche! sagte ich der eintretenden Edith, — Ihr Mann ist da! Wenn er Ihr Rufen gehört hat, sind wir verloren.

— Verloren? Gehen Sie! Also, mein Schlingel von einem Mann ist hier? rief sie, so laut sie konnte. Und wo ist er, dieser Schnapphahn?

Ich wußte nicht, was sie wollte, aber ich stand unter der Gewalt dieser Kühnheit.

— Da, sagte ich, nach dem Verschlage weisend.

— Heraus, heraus! gebot sie ihm.

Der arme Bob Echton erschien, am ganzen Leibe zitternd.

— Das sind ja saubere Sachen! fuhr Edith fort. Oh, diese schändliche Arabella!

— Liebe Frau, ich schwöre Dir, daß Du im Irrthum bist. Frage nur Jacques.

— Jacques soll ich fragen, Deinen Mitschuldigen? Wie könnte ich noch zweifeln, da er mit Dir ist? Ihr seid ohne Zweifel mit einander auf Abenteuer ausgezogen! Aber ich bin benachrichtigt worden. Ich weiß sogar, womit Du Dich zu rechtfertigen suchen wirst . . . Du seist Volkszählungs-Kommissär.

— Nun wohl, da Du es weißt!

— Es ist aber nicht wahr!

— Wie, nicht wahr? Da ist meine Bestallung.

— Deine Bestallung? Hast Du sie auch genauer angesehen, Deine Bestallung? Lies sie doch nur ein wenig!

Vernichtet näherte sich Bob Echton dem Lichte und las. Doch plötzlich nahm sein Antlitz den Ausdruck größter Bestürzung an.

— Oh, mein Gott! Das Siegel des Bürgermeisters und die Unterschrift -- Alles ist mit der Hand nachgemacht. Man hat eine abscheuliche Komödie mit mir gespielt!

— Sage lieber: Du selbst habest sie gespielt! Denn ich lasse mich nicht täuschen.

Der arme Mann war in ärgster Verwirrung.

— Wieso haben Sie erfahren? . . . fragte ich Edith leise.

— Vom Urheber dieses schlechten Scherzes selbst, von Herrn Burd, der von Gewissensbissen erfaßt gekommen ist, um mich zu verständigen, weil er hoffte, Bob Echton sei noch nicht fort. Es scheint sogar, daß der Einfall von Ihrer Schwester Merline herrührt.

— Geh' nach Hause und laß Dir künftig solche Streiche vergehen, sagte sie dann laut zu ihrem Gatten. Und Sie, Jacques, kommen mit!

Nun denn, sagte ich mir, den Brief Jacques' zu Ende lesend, — wenn Bob Echton kein falscher Volkszählungs-Kommissär gewesen wäre, hätte er Jacques in derselben Nacht noch ein drittes Mal — in seinem eigenen Hause zählen müssen.



#### Ein ergötzliches Quiproquo.

Bekanntlich wurde jüngstens unser Blatt für Deutschland auf zwei Jahre verboten. Aus diesem Anlasse passirte dem Berliner Korrespondenten des „Kurjer Warsawski“ ein seltsamer faux pas. Derselbe depeſchirte seinem Blatte unterm 18. Februar Folgendes: „Der heutige „Reichsanzeiger“ meldet in seinem nichtamtlichen Theile, daß die Einfuhr von Caviar nach Deutschland auf die Dauer von zwei Jahren verboten ist.“

Was er ist.

A.: Sind Sie ein Realist oder Idealist?

B.: Ich bin verheirathet und — ein Fatalist.

\*

Pfiffig.

Fremder: Also, das Betreten dieser Wiese ist bei Strafe von 50 Pfennigen verboten. Warum denn so billig?

Feldhüter: Weil sonst Niemand darüber ginge.

\*

H. B.

Schlechter Trost.

— Hier, Kinder, habt ihr jedes eine Kirsche, mehr braucht ihr nicht; es schmeckt eine wie die andere.

H. B.

\*

Zerstörte Hoffnungen.

Sie: Alles, was zwischen uns Beiden vorgefallen ist, war ich gezwungen, meinem Papa zu gestehen. Er wird uns gewiß verzeihen, wenn Sie sich endlich entschließen, um meine Hand anzuhalten . . .

Er: Aber entschuldigen Sie, mein Fräulein . . . so schlimm war es nicht gemeint . . .

F. F.

\*

Zwei Sonntagsjäger.

Er: Ich gehe auf die Jagd nach hübschen Mädchen; und Sie, mein Fräulein?

Sie: Und ich nach gelben Füchsen . . . wenn Sie wollen, jagen wir zusammen.

F. F.

\*

Beim Einsteigen.

Kondukteur (zu einer Dame): Die gnädige Frau wünscht vielleicht ein Damencoupé?

Dame (entriistet): Was? Halten Sie mich vielleicht für schon so alt . . . ?

F. F.

\*

Nach der Hochzeit.

Mann: Es war sehr klug von Dir, meinen Wünschen vor der Hochzeit nicht zu willfahren; denn hättest Du Dies gethan, so hätte ich Dich wahrscheinlich nicht geheirathet.

Frau: Das weiß ich zur Genüge . . . ich habe diese Erfahrung schon mehrmal gemacht.

F. F.

Resignation.

„Gib nach, mein Freund, und ende die Qual  
Und füge Dich endlich darein,  
Bestimme den Hochzeitstag einmal,  
Es würd' ein Vergnügen mir sein!“

„Gewiß, Du hast Recht, ein Vergnügen wär's,  
Wären wir Beide vermählt,  
Doch zum Vergnügen, mein liebes Kind,  
Sind wir ja nicht auf der Welt!“

Ignaz Pauer.

Die Glucke.

Von Catulle Mendès.

I.

Ihre Freundschaft war, als sie schon junge Frauen waren, dieselbe geblieben, wie ihre Kameradschaft in ihrer Mädchenzeit. Sie liebten sich in der Gesellschaft, wie sie sich im Kloster-Pensionat geliebt hatten; verließen sich nicht, fuhren im nämlichen Wagen nach dem Gehölz, saßen im Theater in der nämlichen Loge, trugen gleiche Toiletten und hatten jeden Augenblick — ohne sichtlichen Anlaß — ein vertrauliches, leises Geflüster mit einander, nach Art der Schülerinnen, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch ein lautes, munteres Lachen. Und es war ihr liebstes Vergnügen, wenn man sie nicht beobachtete, — aber man beobachtete sie fast immer, weil sie schön waren! — sich im Geheimen zu küssen, in irgend einem Winkel, mit raschem Heben der Schleier. Niemals würde Jeanne Herrn von Paumerie und Pascaline Herrn von Montfrilour geheirathet haben, wenn die beiden Herren sich nicht verpflichtet hätten, in dasselbe Haus zu ziehen. Die Gatten hielten das Versprechen, welches sie als Verlobte gegeben hatten. Die jungen Frauen wohnten denn in einem schönen Hause in der Rue Malesherbes, Pascaline im ersten, Jeanne im zweiten Stockwerke; eine innere Treppe führte von dem Boudoir der Einen nach dem Boudoir der Andern, so daß sie einander zu jeder Stunde besuchen konnten, sich zuweilen auf halbem Wege, in der Mitte der Treppe trafen, sich da plaudernd niederließen, im Peignoir, noch ungekämmt. Und sie wären jetzt nicht mehr getrennt gewesen, als im Ursulinerinen-Kloster, wenn ihre Ehebetten so nahe zu einander gewesen wären, wie im vorigen Jahre ihre Betten in dem großen, weißen Schlafsaale des Pensionats. Und doch genügte diese Intimität ihrer Zärtlichkeit nicht, und Pascaline sagte eines Tages, nach einem Stillschweigen, mit der Miene einer Person, die lange über einen ernstern Gegenstand nachgedacht hat, zu ihrer Freundin Jeanne:

— Wie denkst Du über die Ehe, Liebste?

— Aus welchem Gesichtspunkte?

— Nun, aus dem Gesichtspunkte . . . Du weißt doch wohl?

— Mein Gott, ich denke, daß die Sache Alles in Allem nicht so schrecklich ist, als wir geglaubt hatten und daß nach dem anfänglichen Ungemach die liebliche Entschädigung nicht allzu lange auf sich warten läßt.

— Das ist auch meine Ansicht. Man gewöhnt sich an Alles; ja schließlich findet man sogar ein gewisses Vergnügen an Dingen, die uns anfänglich furchtbar schienen. Ich gestehe meinerseits, daß ich die Liebkosungen des Herrn von Montfrilour mit einer Langmuth über mich ergehen lasse, die mir — sehr leicht fällt.

— Ich kann Dir Dasselbe sagen. Meine Willfährigkeit gegenüber meinem Manne wird oft mit einem Vergnügen belohnt, das sich nicht selten bis zur Wonne steigert.

— Und doch ist mein Glück kein vollständiges, Liebste!

— Warum, meine Theure?

— Weil Du keinen Theil hast an den Freuden, welche Hymen mich anzunehmen nöthigt.

— Oh, da täuschest Du Dich sehr! Wie zärtlich Dein Mann auch sein mag, kann ich Dich doch versichern, daß mein Mann . . .

— Ach, ich verstehe! Dein Gatte ermangelt nicht, Dir alle erdenkliche Zärtlichkeit zu beweisen; aber er beweist sie Dir nicht in derselben Stunde, in welcher der meinige mich seiner Liebe versichert; es geschieht manchmal, daß ich glücklich bin in solchen Augenblicken, in welchen Du es nicht bist; das ist die Verschiedenheit, ob welcher meine Freundschaft betrübt ist.

Jeanne war von der zarten Theilnahme ihrer Freundin sehr gerührt.

— Ist es nicht eine grausame Sache, fuhr Pascaline fort, zu denken, daß in dem göttlichen Augenblicke, (denn der Augenblick ist göttlich, ohne Frage!) wo der Kuß uns die Seele auf die Lippen zaubert, Diejenige, die man mehr liebt als sich selbst, sich vielleicht mit einem Buche langweilt, oder sich zur Mauer umwendet, um einzuschlafen. Empfindet man nicht wie Gewissensbisse die Freuden, die man nicht theilt? Ach, Liebste! welche Wonne wäre es für zwei wahrhaft verschwisterte Seelen, wie die unserigen, zu wissen, ja sicher zu sein, daß sie denselben Kausch in derselben Minute empfinden, daß sie zu gleicher Zeit sich zu demselben Paradiese erheben!

— Offenbar würde eine solche Gewißheit viel zu dem Vergnügen einer Jeden beitragen; allein, es wäre sehr schwer, Dies zu erreichen; denn — fuhr Jeanne lächelnd fort — schließlich können wir von unseren Männern doch nicht verlangen . . .

— Wer spricht denn von unseren Männern? Wir brauchen sie nicht dazu; mein Hinzuthun wird genügen, um uns zu dem angestrebten Ziel zu führen. Liebste Jeanne, wenn Du mir schwören wolltest, die Verpflichtung einzuhalten, die ich von Dir fordere, dann würde ich künftig nimmer in meinen köstlichsten Freuden durch den betrübenden Gedanken gestört sein, daß diese Freuden uns nicht gemeinsam sind.

— Was immer Du fordern magst, ich werde es thun; bei unserer Freundschaft sei's geschworen! sagte Jeanne.

— So höre mich an, Liebste.

Und Pascaline flüsterte ganz leise in das Ohr ihrer Freundin, die anfänglich die Augen aufriß, dann aber in ein Gelächter ausbrach.

— Was? Wirklich? Das hast Du erfunden? fragte sie.

— Ja.

— Eine Glocke?

— Eine elektrische Glocke.

— Von Deinem Alfove?

— Nach dem Deinigen.

— Aber Das ist ja unsinnig!

— Wirst Du Deinen Schwur halten?

Jeanne hörte auf zu lachen.

— Ich werde ihn halten, sagte sie.

## II.

Einige Tage nach dieser Unterredung war Herr v. Paumerie sehr erstaunt; er konnte die Launen seiner Frau nicht begreifen. Munter wie ein Vogel, dem es in seinem Käfig gefällt, lächelnd wenn er eintrat und schnell ihre Lippen zum

Kusse bietend, hatte sie den Tag über nicht aufgehört, die anbetungswürdige Jeanne von ehemals zu sein; des Abends aber zeigte sie eine sonderbare Stimmung. Vergebens näherte er sich ihr schmeichelnd, während sie vor dem großen Spiegel ihr Haar aufflocht oder die schwarzen Seidenstrümpfe über die feinen Beine hinabstreifte; sie brachte ihn mit ihrem „Laß mich in Frieden!“ aus der Fassung, wobei sie allerdings einen Seufzer ausstieß, welcher wie ein Bedauern klang; und wenn sie sich dann beisammen befanden, Haupt an Haupt hinter den Vorhängen des Alfoves, wich sie scheu zurück, verweigerte ihm ihre Lippen, ihre Arme, ihre Schultern, schaute auf die Mauer, schützte Ermüdung vor und that — allerdings wieder nur seufzend — als ob sie einschlafen wollte. So, daß der verdrossene Gatte selbst alsbald wirklich einschlieft. Doch bald ward er in seiner Ruhe gestört durch Arme, die sich zärtlich um seinen Nacken legten, durch Lippen, die sich auf die feinen drückten, während in der Stille des Zimmers ein leises, fortwährendes Klingeln ertönte, gleich einer Zimmerglocke, deren Schall durch eine Decke gedämpft wird. Was war Das? Er glaubte, es wäre ein Ohrenklingen, wie man es hat, wenn man plötzlich aus dem Schlafe geweckt wird, oder es wäre der Rest eines Traumes. Er konnte übrigens nicht lange auf dieses Geräusch achten, so sehr nahm Jeanne mit ihren Liebkosungen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Herr v. Paumerie beklagte sich gewiß nicht über diese lebenswürdigen Störungen; die Freuden der Wirklichkeit waren darnach angethan, ihn für den zerstorbenen Traum zu trösten. Erst wenn die Zärtlichkeiten vorüber waren, kehrte seine Ueberraschung wieder und er betrachtete seine Frau, sich hinter den Ohren kratzend, aber keine Frage an sie wagend. Doch ob Herr v. Paumerie erstaunt war oder nicht, Das hatte wenig zu bedeuten; Alles war zum Besten bestellt, da Pascaline, dank ihrer unschuldigen Kriegslust und dank der Eidstreue ihrer Freundin sich nicht mehr ob ihrer selbstsüchtigen Freuden zu grämen hatte; und wenn aus Alldem für den Gatten Jeanne's sich etwas Verdrießliches ergab, so konnte hiefür nur der böse Zufall beschuldigt werden.

## III.

Der Vicomte von Argelès war sehr verliebt in Frau von Paumerie. Bereitete es ihr einiges Vergnügen, sich geliebt zu sehen von einem Manne der besten Gesellschaft und angenehm in seiner Person, den wenige Frauen verschmäht haben würden? Es liegt nichts Unwahrscheinliches in einer solchen Annahme; doch hatte sie niemals ermangelt, durch ihr zurückhaltendes Benehmen und die Kühle ihrer Blicke ihm zu verstehen zu geben, daß er vergebens sträfliche Hoffnungen nähre. Unglücklicherweise gehörte Herr von Argelès nicht zu jenen Liebhabern, die sich durch die ersten Schlappen gleich entmuthigen lassen. Er wappnete sich mit Kühnheit und Ausdauer. Eines Tages, als der Kammerdiener nicht zuhause war und das Kammermädchen — vielleicht im Einverständnis mit dem Vicomte — sich entfernt hatte, drang er dreist in das Zimmer der Frau von Paumerie ein.

— Hinaus, mein Herr! sagte diese, von einem Schrecken ergriffen, der umso begründeter war, als ihre rostige Haut durch das durchsichtige Peignoir durchschimmerte.

Doch anstatt sich zu entfernen, warf sich der Vicomte ihr zu Füßen, ergriff ihre Hände und zerfetzte mit seinen glühenden Küssen die Spitzen ihres Hauskleides. Dabei stammelte er Worte der Liebes-Maserei; daß er sie anbede, daß er bereit sei, für sie zu sterben, daß man ihn tödten könne, aber niemals zwingen, dieses Zimmer zu verlassen, wo er sich an ihrem Dufte berausche.

Um die Wahrheit zu sagen, war Jeanne einigermaßen bewegt, umsomehr als Herr von Argelès, während er so sprach, sich noch mehr genähert und sie dadurch genöthigt hatte, auf der Chaise-longue Platz zu nehmen. Sie fühlte jetzt die Wärme seines Hauches in ihrem Nacken, in ihrem Haar und es war ein verhängnißvolles Zusammentreffen von Umständen, daß Frau von Paumerie mehr als eine andere für den sanften Nigél eines Hauches, der ihre Haut traf, empfindlich war. Gleichviel, sie war entschlossen, siegreich aus diesem Kampfe hervorzugehen! Sie richtete sich auf, trotz der Liebesungen, mit welchen er sie umstrickte, und schon war sie im Begriffe zu wiederholen: „Hinaus, ich will es!“, ihm mit einer Würde die Thüre zu zeigen, die keinen Widerspruch gestattete, . . . als die Klingel ertönte! Jawohl, sie ertönte, ganz unerwartet, am hellen Tage! Obgleich das Geräusch gedämpft aus dem Nachbarzimmer hereindrang, konnte Jeanne nicht zweifeln. Wahrhaftig, Pascaline hatte den Augenblick gut gewählt! Sie konnte doch wissen, daß Herr von Paumerie um diese Zeit nicht zuhause sei. Was war da zu thun? Sollte sie ihrer Freundin ungehorsam werden, ein feierliches Gelöbniß brechen? Jeanne konnte sich mit einem solchen Gedanken nicht befreunden. Nein, niemals wird sie zu einem solchen Eidbruche sich entschließen können. Und die Klingel tönte fort, ungeduldig, unaufhörlich, während Herr von Argelès, auf den Knien vor ihr, immer stürmischer in sie drang. Und ach, Jeanne sank kraftlos auf die Chaise-longue hin, die Hände vor die Augen pressend, eine Beute ihrer Eidestreue!

### Großstadt am Abend.

Der Tag nun zu Ende, zu Ende das Müh'n —  
Kühl wehen die Lüfte, die Sterne schon glüh'n.

Herauf von der Straße, gar wechselvoll,  
Tönt Menschengewoge und Wagengeroll.

Das lockt und bestricket mein müdes Gefühl,  
Herniederzutandhen ins kräft'ge Gewühl.

O Großstadt am Abend, bei kommender Nacht,  
Die so Manchem erwünschte Befreiung gebracht,

Die das unnatürlich Gebundene löst,  
Verhüllet, was gegen die „Sitte“ verstößt:

Du gleichest, so prickelnd, so brausend, so fein,  
Dem selig entkorkten, dem schäumenden Wein!

Omar Pascha.



### Gerichtshalle.

#### Der Bulu von Levallois.

Herr Abraham Elias Cancalou, Großhändler, wohnhaft zu Levallois, Fliedergäßchen Nr. 22, ist der Erfinder und alleinige Erzeuger der Gesundheits-Mieder, die — wie seine Ankündigungen versichern — den Reizen des liebenswürdigen Geschlechtes unentbehrlich sind, die Schwachen unterstützen, die Starken bekämpfen, die Verirrten auf den richtigen Weg zurückführen.

Seine Geschäfte gehen sehr gut und es schlägt eine unberechenbare Menge von Herzen unter dem bescheidenen Wollstoff oder der gleißenden Seide der Erzeugnisse, welche das Haus Cancalou nach allen Richtungen der Windrose expedirt.

Herr Abraham Elias Cancalou hat keine Fehler oder fast keine Fehler. Er trinkt nicht, er spielt nicht, er raucht nicht, er schnupft nicht. Er deklamirt keine Verse und spricht niemals von Politik. Alle, die mit ihm verkehren, — mit Ausnahme seiner Gattin — sind seines Lobes voll. Aber ach! der Mensch ist nicht vollkommen; auch Herr Abraham Elias Cancalou ist mit einem Laster behaftet, von einer furchtbaren Leidenschaft geplagt, ohne welche wir ihn heute nicht auf der Angeklagten-Bank sehen würden, der muthwilligen und unvorsichtigen Beschädigungen an Leib und Gesundheit angeklagt.

Dem „Vorstädtischen Bunde der Freischützen“ angehörend gab sich Herr Abraham Elias Cancalou mit maßloser Leidenschaft dem edlen Sport des Bogenschießens hin und hat es in dieser Leibesübung zu einer bemerkenswerthen Fertigkeit gebracht.

Dieses von den Griechen und alten Schweizern uns überkommene schöne Sportgenre kann indeß sehr ernste Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, wenn es dem Schützen einfällt, seine Pfeile nicht nach seinem aus Stroh hergestellten Ziele auszusenden.

Wie man sogleich sehen wird.

Der Herr Präsident. Cancalou, es ist sicherlich sehr zu beklagen, einen Mann wie Sie, der Großhändler und einer der geachteten Fabrikanten ist, vor dem Gerichte erscheinen zu sehen. Allein, das Gesetz ist unerbittlich und macht keinen Unterschied. Welcher Beweggrund immer Ihren Arm bewaffnet haben mag: wir müssen strafen und werden strafen.

Saaldienner, lassen Sie den ersten Zeugen vortreten!

Der erste Zeuge sitzt auf der Bank der Privatkläger. Er trägt eine schwarze Binde auf dem linken Auge. Er nennt sich Benedikt Vidache, ist 45 Jahre alt und übt das wenig ermüdende Metier eines Rentenbesizers aus.

Der Herr Präsident. Zeuge, was haben Sie auszusagen?

Der Zeuge. Am ersten Freitag des verflossenen Monats, eine halbe Stunde nach Mitternacht, war ich im Zuge mich zu entkleiden, um zu Bette zu gehen, als mir schien, daß Jemand an das Fenster meines Zimmers klopfte. Ich war darob nicht wenig erstaunt, denn ich wohne im vierten Stock. Ich schob die Vorhänge auseinander und sah zu meiner großen Verblüffung einen Mann, bloß mit Hemd und Strümpfen bekleidet, der an den Balkon des fünften Stockwerkes sich kletternd, mit den Füßen meine Fensterscheiben bearbeitete, daß ich glaubte, sie müßten jeden Augenblick in Scherben gehen. Ich war wüthend, denn ich mag die Leute nicht, die zur Nachtzeit in einer so vertraulichen Weise in die Wohnung Anderer eindringen wollen; ich öffnete das Fenster, um dem Zudringlichen meine Bemerkungen zu machen. Aber ach, in demselben Augenblicke flog mir ein von sicherer Hand abgeschossener Pfeil in das linke Auge. Es war der berühmte Cancalou, in Levallois besser unter dem Namen der „Zulu“ bekannt, mein Nachbar vom fünften Stockwerk, der von der Straße aus mir diesen unwillkommenen nächtlichen Gruß zusandte. Ich sank augenblicklich bewußtlos zu Boden.

Der Herr Präsident. Und Sie schließen sich dem gerichtlichen Verfahren als Privatkläger an?

Der Zeuge. Gewiß, Herr Präsident. Ich will nicht, daß ein Zulu sich rühmen könne, — und wäre es selbst ein solcher von Levallois — einen solchen Schuß ungestraft gemacht zu haben . . .

Und sehr befriedigt von seiner kleinen Rede ließ der Mann auf die Bank sich nieder.

Ein junger Mann, kaum älter als achtzehn Jahre, ganz schwarz gekleidet, folgte als zweiter Zeuge. Er heißt Moriz Bringuard und ist Färber von Profession. Die Herstellung von Trauerstoffen binnen 24 Stunden ist seine Spezialität.

Der Herr Präsident. Sie sind ebenfalls am Auge verwundet worden?

Der Zeuge (lebhaft). Nicht am Auge, Herr Präsident . . . viel tiefer . . . auf der anderen Seite . . .

Der Herr Präsident. Ach ja, ich verstehe . . . Das wollte ich ja auch sagen . . . Ich hoffe, daß Sie nicht auch als Privatkläger sich dem gerichtlichen Verfahren anschließen?

Der Zeuge. Oh nein, Herr Präsident! Ich möchte am liebsten mich sogleich entfernen.

Der Herr Präsident. Unglücklicherweise ist Das heute unmöglich. Ueberdies werden Sie demnächst wieder vor dem Gericht erscheinen, um sich gleich Madame Cancalou wegen Ehebruchs zu vertheidigen.

Der Zeuge. Das ist eine niederträchtige Verleumdung, Herr Präsident; ich bin unschuldig wie ein neugeschorenes Schaf.

Der Herr Präsident. Die mangelhafte Bekleidung, in der Sie überrascht wurden . . .

Der Zeuge. Das war eine optische Täuschung, Herr Präsident, welche die öffentliche Meinung zu meinem Nachtheile irre geführt hat. Ich wohne im sechsten Stockwerke, oberhalb des Herrn Cancalou, oder des Zulu, wie er in Levallois wegen seiner Armbrust prahlerisch genannt wird; allein ich bin mondsüchtig und daher für die im Schlafe begangenen Handlungen nicht verantwortlich. Zum Beweise meiner Schuldlosigkeit lagen meine Kleider im Gäßchen unten auf dem Pflaster, und nicht im Zimmer der Madame Cancalou. Ich würde beide Hände und Füße dafür zum Schwur erheben, wenn dies gebräuchlich und möglich wäre.

Der Herr Präsident. Wie sind Sie verwundet worden?

Der Zeuge. Da ich mich ohne Zweifel in mondsüchtigem Zustande befand, ging ich, ohne jede schlimme Absicht, auf dem Balkon der Madame Cancalou spazieren . . .

Der Herr Präsident. Im Hemd? . . . im Oktober? . . . um Mitternacht? . . .

Der Zeuge. Oh, ich bin gegen Kälte nicht so empfindlich . . . und was die Toilette betrifft, so achte ich nicht darauf. Wir nehmen es damit in Levallois nicht so genau. Herr Cancalou, der ohne Grund eifersüchtig ist, wie ein bengalisches Pferd, kam aus seinem im Erdgeschoß gelegenen Bureau hervor, wo er auf der Lauer gelegen hatte, und da ich keine Unterhose trug, machte er sich den Vollmond zunutze . . . (Gelächter im Auditorium.)

Der Saaldienner. Ruhe!

Der Zeuge. Gewiß war Vollmond! Sehen Sie nur im Kalender nach . . .

Der Herr Präsident. Fahren Sie fort!

Der Zeuge. Und ich erhielt einen Pfeil mitten in den . . .

Der Präsident. . . . Unterleib.

Der Zeuge. Richtig. Mit dem Pfeil im Leibe schwang ich mich auf den Balkon und in jenem Augenblicke sah ich Madame Cancalou zum ersten Mal des Abends. Ich muß noch hinzufügen, daß ich mit dem Pfeil im Leibe in mein Zimmer hinaufgehen und auf dem Bauche liegend warten mußte, bis der Arzt kam. Fragen Sie nur Madame Cancalou.

Der Angeklagte stellt seinerseits den Sachverhalt folgendermaßen dar:

— Mein Geschäftsgesährthe Alexander, ein Jugendfreund, der alle Freuden und Leiden mit mir theilt, nahm mich einige Tage vor jener verhängnißvollen Nacht beiseite, und sagte mir, weil er eben im Begriffe war, eine längere Geschäftsreise anzutreten: „Abraham Elias! mißtraue dem jungen Färber da oben; ich glaube, er betrügt uns . . .“

Der Herr Präsident. Warum sagte er „uns“?

Der Angeklagte. Das ist so seine Art zu reden, weil er an dem Geschäfte theilhaftig ist. Da paßte ich dann fest auf, umsomehr, als ich von einem Spatzvogel einen Brief erhielt, welcher mir — wie unbewußt — die Wahrheit erzählte.

Der Herr Präsident. Was erzählte der Brief?

Der Angeklagte. Man schrieb mir, daß während der ersten Zeit meiner Armbrustübungen im Garten meine Frau sich sehr langweilte, daß sie aber später durch einen jungen Färbergehilfen sich die graue Zeit rosig färben ließ. Man

schrieb mir auch, daß ich mich schwarz vor Aerger lachen würde, weil ich Dinge in allen Farben zu sehen bekommen würde. Und Alldies bestätigte sich. (Lebhafte Heiterkeit im Auditorium.)

Der Herr Präsident. Fahren Sie fort.

Der Angeklagte. Was soll ich Ihnen noch sagen, Herr Präsident? Ich wandte ein Mittel an, das vor mir schon viele Tausende angewandt haben. Nachdem ich eine Reise vorgeschickt hatte, kehrte ich plötzlich, mitten in der Nacht heim. Der Färber erschrak, warf seine Kleider in die Straße hinab und klammerte sich an meinen Balkon. Ich sah dies und stieg mit Armbrust und Köcher bewehrt hinab, um meine beschimpfte Ehre zu rächen. Unglücklicherweise zitterte meine Hand und ich schoß mit meinem ersten Pfeil einem braven Nachbar ein Auge aus, der mir nie ein Leides zugefügt hatte, welchem ich hiermit öffentlich mein Bedauern ausdrücke und welchem ich auf gütlichem Wege eine Entschädigung angeboten habe. Was aber den Räuber meines Glücks betrifft, diesen schändlichen Vuben, so habe ich ihn nicht einmal entstellt; keine Spur meiner Züchtigung in seinem Gesichte . . .

Der Herr Präsident. Im Gegentheil.

Nach den gegenseitigen Plaidoyers verurtheilt der Gerichtshof unter Berücksichtigung mildernder Umstände den Angeklagten zu 50 Francs Strafe und zu 5000 Francs Entschädigung für das ausgeschossene Auge des unschuldigen Nachbarns.

Der arme Zulu tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß acht Tage später der Räuber seiner Ehre vor dem Zuchtpolizeigericht erscheinen sollte.

### Aus der Puderbüchse.

Die antike Beinschiene war eine Männerwehre, der moderne Damenstrumpf ist eine Frauenwaffe.

\*

Wehe, wenn das Weib lusternen Rausches zu lachen beginnt! Dann Sieger, wahre den Sieg!

\*

Die ehrfame Anrede „Jungfer“ hält heutzutage schon jeder Backfisch für eine Beleidigung.

\*

Wenn Männer locken, holt der Teufel einen Brocken;  
Reizt Frauenglanz, holt er Dich — ganz!

\*

(Roman.)

„Ein Blick nur erst, — und dann ein Wörtchen;  
„Begegnung dann am dunklen Pförtchen;  
„Ein Küßchen dann —“ (Glücksel'ger Mann,  
Und dann?) — „Und dann — — —“

\*

Einmal ist keinmal: dachte Linchen  
Und naschte wie ein saugend' Biendchen,  
Ach, naschte hundertmal und mehr,  
Doch — stets nur einmal. Ja, auf Ehr'!

Omar Pascha.

## Herr von Stengel.

Eine Riffermär von Norbert Falck.

Ist Herr von Stengel nicht ein feiner Mann? Trägt er nicht immer die elegantesten Kleider und die modernsten Kravaten? Wie kühn schaut er durch sein blinkendes Monocle in die Welt! Wie sind seine Coteletten so eigenartig geschnitten, wie ganz chic seine Haltung, wie vornehm-aristokratisch seine Sprache! Wenn er lacht, wenn er pfeift, wenn er sich schnäuzt, so lacht er, pfeift er und schnäuzt er sich mit Grazie; kurzum: das Musterbild eines Kavaliere. Er versteht sich auf Pferde; es heißt zwar, daß er einmal einen Wallachen für eine Stute gehalten hat, doch das ist ein unverbürgtes Gerücht; wahr ist, daß er ein echter Kavaliere ist, seidene Taschentücher mit eingemätkter Krone in den Taschen führt, wenig, sehr wenig Geld hat, seit neuester Zeit Antisemit ist (der Mensch muß doch politische Gesinnung haben!) und noch einen sogenannten Spitznamen hat. „Ismael“ heißt er und die bloße Nennung dieses Namens wirkt auf ihn wie ein rothes Tuch auf die Nerven eines Puters.

Ein Herr von Eiserle hat Das aufgebracht, aber nur die Eingeweihten kennen Grund und Ursprung der Geschichte. Ich will dem Leser Einiges davon verrathen.

\*

Als Herr von Stengel noch nicht Antisemit war und nicht Ismael hieß, befand er sich einmal sehr auf dem Trocknen. Er badet jetzt auch nicht im Goldflusse, aber das war vor der bairischen Erbschaft, von der er jetzt nur die Photographie des Schlosses Mohrenstein besitzt, und Schulden waren da, fällige Wechsel mehr als Haare auf seinem Scheitel, was eigentlich nicht viel ist. Da hatte Herr v. Stengel eine große Idee, (in solchen Köpfen reißt überhaupt nur Colossales) eine Prachtidee! Diese Idee hieß Rosa und war die einzige Tochter von Herrmann Hirsch Haimann & Comp., was auf Deutsch heißt: Vierhunderttausend Gulden Mitgift und noch fünfmal so viel, wenn Herrmann Hirsch Haimann & Comp. einst in Abrahams Schoß eingeht.

Ein Mann mit sechzig Ahnen wie Herr von Stengel muß für die Fortpflanzung seines Geschlechtes sorgen: der Stengel muß Blüthen treiben.

Fräulein Haimann fühlte sich sehr geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die ihr der „Herr Baron“ angedeihen ließ; sie lächelte ihn süß an, er legte die Hand aufs Ritterherz und so ging das fort, bis sie, wie das üblich ist, eines Tages sagte: Sprechen Sie mit dem Papa!

Und Herr von Stengel zog einen neuen Frack an (armer Schneider!), setzte einen Cylindere auf, zog weiße Handschuhe an und ging „werben“.

Herrmann Hirsch Haimann & Comp. war auf seinem Kontore und studirte den „Mercur“. Herr von Stengel ließ seine Karte abgeben und trat alsbald ein.

„Was steht zu Diensten, Herr Baron?“ fragte Haimann.

Und nun legte der Herr v. Stengel los. Er sprach von zarten Gefühlen, von Liebe und Verehrung, von dummen

Standes-Vorurtheilen, vom Eheglück, das alle Unterschiede ausgleicht und dergleichen mehr. Er schwitzte enorm.

Herrmann Hirsch Haimann & Comp. begriff. Er hatte sich erhoben und sprach:

„Sehr schmeichelhaft, Herr Baron! Doch muß ich bedauern, denn meine Tochter wird nur einen Glaubensgenossen heirathen; ich gehe davon nicht ab!“

„Aber Herr Haimann! Die Juden zeigten sich doch immer sehr liberal und tolerant und Sie werden doch das Glück Ihres einzigen Kindes nicht zerstören wollen?“

„Herr Baron, in dieser Sache bleibe ich fest und unerschütterlich.“

Herr v. Stengel murmelte etwas von gebrochenem Herzen, Tod, Entführung, Glück und — empfahl sich.

Rosa weinte. Ach, wie schön ist das doch, Frau Baronin zu heißen, eine Aristokratin zu sein, eine echte, keine gemachte.

Haimann blieb taub und unerbittlich. „Ich lasse mein einziges Kind nicht taufen!“

Herr von Stengel war rathlos. Ach, wie schön wäre das doch! Neue Kutschen und Pferde, Wetten und Rennen! O, er mußte das durchsetzen! Ein Stengel muß können!

„Guten Tag, Herr Haimann!“

„Guten Tag, Herr Baron!“

„Herr Haimann, ich komme, um mit Ihnen ein ernstes Wort zu reden!“

„Ich bitte!“

„Es ist wegen Ihrer Tochter; ich muß sie bekommen!“

„Werden Sie Jude!“

„Welche Zumuthung!“

„Ich bitte!“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mein ganzer!“

„Wohlau, ich bin bereit!“

„Aber kein bloßer Religionswechsel!“

„Wie meinen Sie Das?“

„Sie müssen sich der Beschneidungsoperation unterziehen!“

„Herr — Hai—mann!“

„Was schreien Sie so?“

„Wie können Sie Das fordern?“

„Ich bestehe darauf!“

„Sie sind grausam!“

„Ordnung muß sein!“

„Wer operirt da?“

„Ein gewisser Beitel Baruch!“

„Thut das sehr weh?“

„Kann ich Ihnen heute nicht mehr sagen!“

Beitel Baruch hat ein scharfes Messer und Herr von Stengel war bald ein fertiger Jude. Er ging noch als Rekonvaleszent herum, da kam der älteste Sohn von Samuel Morgenstern, der Erbe der großen Wollfirma, und Herr von Stengel war schnell vergessen.

Armer Herr von Stengel! Jetzt wandelst Du herum mit bekümmertem Seele und verkümmertem Leibe, man lacht und nennt Dich „Ismael“. Was hilft es Dir, daß Du jetzt Antisemit bist? Armer, fiescher Herr von Stengel!



Weitgehende Schwärmerei.

Dame (im Mondschein an der Seite eines jungen Mannes): Ach, welch' herrliche Mondnacht, diese blinkenden Sterne, ich könnte mich sofort verloben. S. D.

Nur realistisch.

Mann: Gehen wir heut' ins Theater, Savaleben?

Frau: Laß mich, Isidor, ich bin verstimmt.

Mann: Wie heißt, Du bist verstimmt? Hab' ich Dich denn geheirath' als ä Fortepiano? S. D.

Allzu empfindlich.

Junger Mann: Bitte, Fräulein, bestimmen Sie doch endlich ein Stelldichein für uns.

Dame: Ja seit wann sind wir denn per Du?

S. D.

Dame (die ihren Pudel photographieren ließ, zum Photographen): Ich muß wirklich sagen, Sie haben meinen Pudel zum Bellen ähnlich getroffen." S. D.

Sie kennt ihn.

Herr: „Es scheint mir, Verehrte, daß Ihr Gemahl gestern weniger bezechet war, als gewöhnlich.“

Frau: „Nicht möglich, mein Mann ist manchmal mehr betrunken, als gewöhnlich, aber weniger niemals.“

W. Sch.

Feiner Unterschied.

„Gestern müssen's unsere Männer wieder arg getrieben haben, meiner kam erst zwischen 2 und 3 Uhr heim.“

„Und der meinige ist von 2 bis 3 Uhr nach Haus gekommen.“

W. Sch.

Soldaten-Jargon.

(Ein Soldat geht pfeifend und rauchend die Straße entlang, ohne den vorübergehenden Unteroffizier zu bemerken.)

Unteroffizier: „Heda! Stumpfe, Sie gehen ja herum wie'n Extradampfer mit Musit!“

W. Sch.



— Aber was willst Du denn eigentlich, Babette?  
— Sie müssen sich mit der Gnädigen ausöhnen; diese Schmollmienen machen mich nervös!

## Feldblumen.

Von Th. de Banville.

### I.

Frau Léonie Celles erfuhr endlich die furchtbare Wahrheit und dann machte sie sich entschlossen auf den Weg, um sich in den Fluß zu stürzen. Was konnte sie auch Besseres thun? Obgleich es zur Zeit der Regierung Louis Philipp's war, wo gewisse „Unregelmäßigkeiten“ leichter vertuscht werden konnten, als heute, hatte Herr Celles doch alles Maß überschritten. Durch eine endlose Zahl von Mißbräuchen hatte er sehr viele Leute gereizt und beleidigt und es herrschte in der Stadt C. nur eine Stimme gegen diesen thörichten Beamten, dessen Absetzung bevorstand. In eine Wäscheplätterin vernarrt, für die er tausend Thorheiten begangen hatte, und obendrein ein leidenschaftlicher Kartenspieler, hatte der Glende 40,000 Francs seiner Kasse entnommen, in der unbestimmten Hoffnung, daß er sie ersetzen werde, hatte aber nicht einen Sou aufreiben können. Als Léonie, vom Fieberfrost geschüttelt und bittere Thränen vergießend, im nächtlichen Dunkel dahinschritt, begegnete sie ihrer besten Freundin, Frau Marie Audouin, die erschreckt durch den Zustand Léonie's, diese in ihre Wohnung mitnahm. Herr Audouin war eben in seinem Klub, die beiden Frauen konnten ungehindert mit einander sprechen und Léonie gestand Alles.

— Meine Liebste, sagte Marie, die Verzweifelte küssend und nach Kräften tröstend, — ich will, obgleich es mir schwer fällt, Dir das Geheimniß meines Lebens verrathen, welches ich mir selbst verheimlichen möchte. Eine einzige Person kann Dich retten; das ist Madame Terrasson, die berühmte Toilettenhändlerin, mit den wirren, grauen Haarsträhnen, die einer Cumenide gleicht und auch wirklich eine ist, und die von ihrer Höhle aus ganz Paris beherrscht. Doch wenn Du ihre Hilfe annimmst, dann wirst Du, was ich bin: ihre Sklavin. Sie hat mich aus Lagen gerettet, die schrecklicher waren, als die Deinige ist; aber nun gehöre ich ihr an, mit Leib und Seele. Du hast mich oft von einer Tante sprechen hören, die in Paris wohnt und die ich zärtlich liebe; Du weißt auch, daß ich, wenn sie leidend ist, mit Erlaubniß meines Gatten Alles im Stiche lasse und nach Paris eile, um sie zu pflegen. Nun denn: diese angebliche Tante ist in Wirklichkeit Madame Terrasson, der ich gehorche, die mich ruft, wenn sie will und mir gebietet, was sie will. Auf meine Fürsprache wird sie Dir beistehen — wenn Du willst. Es ist sicherlich ein hartes Loos, ein Feszen unter ihren Füßen zu sein; allein, Du bist jung, hast noch Jahre vor Dir, und Das ist vielleicht doch besser, als zu sterben.

Frau Audouin begnügte sich nicht, mit Worten zu helfen; sie übergab Léonie Alles was sie besaß: zweitausend Franken in Gold. Am zweitnächsten Tage war Léonie in Paris; nachdem sie in einem bescheidenen Gasthose abgestiegen war, begab sie sich zu Madame Terrasson, die — durch einen Brief Marie's benachrichtigt — die junge Frau schon erwartete.

### II.

— Liebe Kleine, sagte die berühmte Frau, — ich liebe die Audouin sehr; sie ist eine Dienerin, wie ich sie haben will, und es paßt mir, ihr gefällig zu sein. Uebrigens, schau mich an; Du bist sehr hübsch mit Deinem leicht aufgestülpten Näschen, mit diesem munteren, blonden Lärchen, und ich sehe, Du bist entschlossen und fügsam. Ich muß Dir wohl nicht erst sagen, daß Du geschmeidig sein mußt, wie ein Handschuh. Ich will Deinem Manne die 40,000 Franken senden, aber durch einen Beamten meines Zuschnitts, der in seinen Dienst treten wird und mit dem Anschein, als würde er seinem Herrn dienen, diesen in Schach halten und hindern wird, künftig wieder an das Geld zu rühren. Allein, damit ist das Werk nur halb gethan; es ist nothwendig, daß Dein Schwachkopf von einem Mann nicht abgesetzt, sondern vielmehr befördert werde; sonst würde es kaum lohnen, die Sache zu unternehmen. Zu dieser Beförderung bedürfen wir des Ministers Rivollin; aber wie sollen wir Diesen herumkriegen? Er gilt für einen ehrlichen Mann; er ist es auch und es ist sehr wahrscheinlich, daß er noch niemals silberne Löffel gestohlen hat. Aber er wird doch wenigstens Verse gemacht haben!

— Aber was hat Das für uns zu bedeuten? fragte Frau Celles erstaunt.

— Narrchen, erwiderte Frau Terrasson. Fast jeder bedeutende Mann hat einmal Verse gemacht und hält auf diese Verse größere Stücke, als auf alles Andere in der Welt. Ich sehe, Du weißt noch nichts und man muß Dich in das Leben einführen. Laß Das meine Sorge sein. Doch da kommt ja mein Haus-Gelehrter. Ich habe nämlich auch einen Solchen in meinen Diensten.

In der That trat M é r è s ein und grüßte unterthänig Madame Terrasson, ohne das griechische Buch zu schließen, in welchem er eben las, wobei seine langen, grauen Haare auf die Blätter herabfielen.

— M é r è s, sagte die Toilettenhändlerin, sind Verse vom Minister Rivollin bekannt?

— Sie sind nicht bekannt, sagte der Gelehrte, aber es gibt welche. Vor fünfzehn Jahren hat dieser Staatsmann bei Urbain Canel unter dem Pseudonym Paul Angeli einen Band hyperromantischer Gedichte veröffentlicht, welche den Titel „Feldblumen“ führten. Allein, außer dem Teufel und mir weiß Niemand mehr etwas von diesen Gedichten.

— Nun denn, sagte Frau Terrasson, eile nach dem Quai, wo die Antiquar-Buchhändler stehen und finde mir sogleich ein Exemplar der „Feldblumen“.

Und indem sie ihm ein Bankbillet reichete, fügte sie hinzu:

— Für hundert Francs.

— Aber, Madame, sagte M é r è s schüchtern nach der Banknote langend, — ich werde den Band für zehn Sous finden — oder gar nicht.

— Raisonnire nicht! entgegnete die Toilettenhändlerin verdrossen. Du hast jetzt Taschengeld und kannst Dir alle möglichen Schmöker kaufen; aber nur gehorsam sein! Ich sagte Dir, Du solltest das Buch für hundert Sous finden, aber sogleich! Dabei bleibt es.

III.

Mérès ging, ohne ein Wort mehr zu sagen. Er blieb kaum länger, als eine Stunde fort. Diese Zeit benützte Madame Terrasson dazu, Léonie Unterricht zu erteilen.

— Ach, Madame, sagte die aus der Provinz gekommene junge Frau zu ihrer schrecklichen Beschützerin, — wie werde ich mich meiner Schuld gegen Sie entledigen, wie werde ich Ihnen das viele Geld zurückzahlen können?

— Mache Dir darob keine Sorgen, Kleine. Mit der Zeit kommt Alles. Ich bin wie das Schicksal: mir bleibt man nichts schuldig.

Mittlerweile kam Mérès zurück und brachte die „Feldblumen“. Auf der Innenseite des Deckels war folgende, von der Hand des Antiquars geschriebene Notiz zu lesen: „Dieses unter dem Pseudonym Paul Angeli veröffentlichte Buch ist in Wirklichkeit von Herrn Ernst Rivollin, Abgeordneten aus dem Sarthe-Departement, bekannt durch seine heftige Opposition gegen Herrn Thiers.“

Diese Notiz, die vier Jahre alt war, gestattete der Madame Terrasson, ihren Plan zu vervollständigen und ihre Belehrung für Frau Léonie Celles zu ergänzen.

Es war bekannt, daß der Staatsmann jeden Tag den Park Monceau durchschritt, um sich nach seinem Ministerium zu begeben. Eines Morgens sah er eine sehr schöne junge Frau auf einer Bank sitzen, die eine entzückende Frühjahrs-Toilette trug und in einem Buche las. Aber mit welcher Hingebung, mit welchem Eifer, mit welcher gierigen Aufmerksamkeit las sie! Die Leserin war nach ihrer Miene und Haltung zu urtheilen augenscheinlich von dem Buche begeistert, völlig gefangen genommen. Was las sie denn? was konnte das für ein Buch sein, das sie so die ganze Welt vergessen ließ? Der Minister wurde von einer heftigen Neugierde ergriffen, Dies zu erfahren. Mit leisen Schritten schlich er hinter dem Rücken der jungen Frau heran, blickte über ihre Schultern hinweg in das Buch und als er den Titel „Feldblumen“ las, ward er dermaßen ergriffen, daß er das Pochen des eigenen Herzens hören konnte. Er näherte sich Léonie — denn sie war es — und sprach sie an. Allein sie schien nicht beleidigt, sondern so tief betrübt, weil sie sich verkannt, nicht als ehrbare Frau betrachtet sah, daß Rivollin sie respektvoll grüßte und unter heftigen Gewissensbissen sich entfernte.

IV.

Als er an den folgenden Tagen Léonie auf derselben Bank sitzen sah, hütete er sich wohl, sich ihr zu nähern; aber er sandte ihr Blicke voll tiefer Reue zu. Endlich konnte er in den Augen der Leserin sehen, daß man ihm verziehen habe und bald gestattete sie auch, daß der Fremde sich an ihrer Seite niederlasse. Sie plauderten mit einander, allmählig gewann Madame Celles einiges Zutrauen und sie enthüllte alle ihre Geheimnisse, ließ in ihre Seele blicken. In einen Provinzort verbannt, wo sie dahinwelkte, wie eine Blume ohne Sonne; mit einem ehrenhaften, guten Manne verheirathet, der sie nicht verstand: hatte sie in trostloser Ergebenheit dahin gelebt und vor Langeweile und Entmuthigung zu sterben geglaubt, als

sie in einem zufällig gefundenen Buche (den „Feldblumen“) ihren Wünschen, ihren Strebungen, ihren Gedanken, ja sich selbst begegnete. Diese göttliche Ambrosia hatte sie neu belebt und wieder gestärkt. Nach der Mittheilung der Seelen, nach der Bewunderung war die Liebe gekommen und unterjocht von dem Wesen ihrer Wahl, welches sie niemals sehen sollte, hatte sie sich in idealer Weise voll und ganz Paul Angeli hingegeben.

Der Minister Rivollin trank dieses Geschwäg wie Zuckermilch; er wollte die ganze Lebensgeschichte seiner neuen Freundin kennen lernen. Er entriß ihr ihre Bekenntnisse und erfuhr endlich, daß Herr Celles verleumdet und durch kleinliche Ränke verfolgt, auf dem Sprunge sei, sein Amt zu verlieren, und daß sie nach Paris gekommen, um zu Gunsten ihres Gatten eine Fürbitte zu thun, nicht wußte, an wen sie sich wenden solle. Sie erfuhr es sehr bald, denn sie erhielt einen Brief, in welchem ihr mitgetheilt wurde, daß der Minister ihr eine Audienz bewillige. Man kann sich ihr Erstaunen vorstellen, als sie in dem Minister den Spaziergänger vom Park Monceau erkannte, der sie sogleich an sich zog und ihre Hände mit Küssen bedeckte.

— Ach, wie feige sind Sie! rief Léonie aus; denn wenn Sie in mir nicht die ihren Pflichten ergebene Frau respektiren wollen, so wissen Sie doch wenigstens, wem mein Herz gehört.

Der Minister betrachtete die junge Frau mit den Augen eines gezähmten Wolfes und rief treuherzig aus:

— Aber Paul Angeli bin ja ich!

Dies gestattete ihr bleich zu werden, wie ihr Hemd und das Bewußtsein zu verlieren, ganz so wie Madame Terrasson es vorausgesehen hatte.

Herr Celles wurde befördert, aber auf eine Stelle, wo er keine Gelder zu verwalten hatte. Gleich ihrer Freundin Marie Audouin hatte künftig auch Léonie eine häufige kranke Tante in Paris. Doch wenn sie bei Gelegenheit ihrer wiederholten Reisen sich für den Minister Rivollin gefällig zeigte, so verheimlichte sie ihm nicht, daß ihre Seele noch immer einzig dem Dichter Paul Angeli gehöre. Uebrigens vergaß sie nie, nebst der Puderbüchse und anderen intimen Utensilien auch die „Feldblumen“ in ihren Reisefack zu thun.

**Auf Deinem weißen Busen . . .**

**A**uf Deinem weißen Busen  
Hat träumend mein Haupt geruht,  
Wie Nachts die Lotusblume  
Auf mondbeglänzter Fluth.

Du küßttest mich leise und zärtlich  
Wie ein Falter die Rose zur Nacht —  
Und ich wäunte vor Glück zu sterben  
Als Dein Mund mir Gewährung gelacht.

F. H. Kanowski.



## Blumen.

Von Armand Silvestre.

### I.

Sie haben Recht, Marquise, es ist Zeit, daß ich mich in den Augen meiner Leserinnen rehabilitire durch eine sehr poetische Geschichte, durch einen Chloris dargebrachten Blumenstrauß und daß der Erzähler von Geschichten in altgallischem Geschmaack dem Manne von Welt Platz mache. Was gibt es aber den Damen Schöneres zu erzählen, als wenn man von ihren natürlichen Schwestern spricht, von ihren Rivalinen an Schönheit und Duft, von den Königinnen unserer Gärten? Nun denn heran, liebenswürdige Palette, auf welcher die Farben des Lilienchneees, des Rosenblutes und des Silbers der Kamelienfelche neben einander ruhen!

Die Frau Gräfin Bertha Fessaride (Dünnshentel) liebte die Blumen, vor Allem die Nelken, und man konnte sie nie in ihrem Parke spazieren gehen sehen, ohne daß eines dieser duftigen Blümchen ihr reiches braunes Haar geziert hätte. „Man beurtheile die Menschen niemals nach dem Scheine“ — sagt ein altes Sprichwort, und ich füge hinzu: auch nicht nach ihrem Namen. Die Frau Gräfin Fessaride war der Gegensatz ihres Namens, das Leibchen wohlgefüllt, das Gefäß ein natürlicher Polster, dessen selbst Antiope, die bestausgestattete Frau des Alterthums, sich nicht zu schämen gebraucht hätte. Dieses prächtige Stück Groupe war einerseits überragt von einer liebenswürdigen Büste und einem lachenden, von blauen Augen erhellten Antlitz, und saß anderseits auf zwei Beinen von edler Zeichnung und auf zwei allerliebsten Kinder-Füßchen. Ich weiß nicht, ob ich mich gut begreiflich gemacht habe. Kurz, ihr Gatte, der Herr von Fessaride, hätte ein vollkommen glücklicher Mann sein können, wenn er nicht vor Allem ein Schwachkopf gewesen wäre. Ach, welch' ein Tölpel war dieser Edelmann! Immer auf der Jagd und von einer solch' kriegerischen Wuth gegen die Thiere erfüllt, als wollte er als einziges der Schöpfung übrig bleiben. Und während er, das Gewehr unter dem Arm und von seinen Hunden begleitet, durch Wald und Feld umherirrte, träumte die Gräfin, in der melancholischen Betrachtung der Landschaft versunken, die ewige Nelke im Haar, gleich den Madonnen in den Legendenbüchern.

Und ihr, meine Freunde von der guten Gesellschaft, ihr würdet sie sicherlich geliebt haben wegen ihrer vollkommen schicklichen Haltung, ihres aristokratischen Auftretens und der vornehmen Art, wie sie es verstand, sich zu langweilen.

### II.

Seit dem Morgen donnerten die Kanonen in der Umgebung des Schlosses. Es war die Zeit der großen Herbstmanöver; nach einem sehr heftigen Scheingefechte sollte General Molinhard um 5<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr das dem Schlosse Fessaride benachbarte und vom General Veloup de la Pétrardière verteidigte Städtchen Chinon einnehmen. All' der kriegerische Rummel ließ die Gräfin gleichgiltig. Das Getümmel verstummte endlich, als um 5 Uhr 17 Minuten — wie man sieht, mit einer Verspätung von 2 Minuten — General Molinhard den Ge-

neral Veloup zur Unterwerfung zwang. Es gab sogar eine sehr lebhafte Auseinandersetzung zwischen den beiden Generalen, welche damit endete, daß öffentlich konstatiert wurde, die Uhr des Generals Molinhard sei gegen diejenige des Generals Veloup um 2 Minuten im Rückstande. Der Friedensschluß wurde mit einigen Gläsern Absynth gefeiert, wobei es an patriotischen Trinksprüchen nicht fehlte.

Einige Minuten später läutete man am großen Thor des Schlosses Fessaride, und zwei junge Lieutenants, ganz bestaubt, von des Tages Mühen sichtlich hart mitgenommen, ließen der Gräfin ihre Karten übergeben. Auf der einen Karte war zu lesen: Baron Malhuché, auf der anderen ganz einfach: Thomas. Die Herren waren im Besitze von regelrecht ausgefertigten Quartierzetteln und kamen, um für die Nacht Gastfreundschaft zu erbitten.

### III.

Mit diesen zwei Offizieren muß ich den wohlgeneigten Leser ein kleinwenig bekannt machen. Baron Oscar Malhuché gehörte, wie man sich wohl denken kann, dem besten Adel an. Er war, was man in der guten Gesellschaft einen vollkommenen Gentleman nennt. Wohlgestaltet in seiner Person, elegant in seinen Manieren, aristokratisch in seiner Denkungsart war er zwar kein Adler, aber auch kein Truthahn. Er war vielmehr ein Pfau, denn er war eitel, selbstzufrieden und liebte es, wie dieser Vogel, mit seinen Vorzügen zu paradien. Man kann sich leicht denken, wie sehr dieser Mann bei den Frauen in Gunst stehen mußte. Sie gingen so weit, ihn geistreich zu finden. Allerdings suchten die Frauen den Geist der Männer nicht gerade im Gehirn.

Und Thomas? der gutmüthige Thomas, von dem wir noch nichts gesagt haben? Nun denn, des gutmüthigen Thomas' Vorfahren waren bei den Kreuzzügen nicht mit dabei, es wäre denn, daß sie von ihren Herren und Gebietern durch Stockschläge gezwungen wurden, mitzumarschiren. Denn schließlich hat es bei jenen ruhmvollen Feldzügen nicht lauter Montmorency gegeben, und neben den großen Herren, die von dort die Kränze mitgebracht haben, gab es auch arme Teufel, die sich von den Pfeilen der Sarazenen den Leib durchbohren ließen, ohne recht zu wissen wofür. Die Letzteren galten natürlich für Das, was man in der modernen Sprache „Kanonenfutter“ nennt; sie waren „Material“.

Doch, wir wollen zu unserem Thomas zurückkehren. Wie war es möglich, daß er trotz seiner niederen Abstammung der stetige Genosse des edlen Barons Oscar Malhuché war? Ganz einfach so, daß sie Kameraden gewesen in der Kriegsschule zu Saint-Cyr, wo der Baron sicherlich durchgefallen wäre, wenn sein Kamerad Thomas nicht regelmäßig die Aufgaben für ihn gemacht hätte. Daraus war eine Freundschaft entstanden, die bei dem Baron Malhuché aus der Gewohnheit und aus dem Gefühl, Thomas nicht entbehren zu können, sich zusammensetzte, — während sie bei Thomas ebenfalls der Gewohnheit entstammte und dem geheimen Wunsche, sich eines Tages für alle die Demüthigungen zu rächen, welche er seit so langer Zeit von dem Baron zu erdulden hatte. Es ist oft gesagt und geschrieben worden, daß es bei jeder Freundschaft nur einen der

Freunde gibt, der den andern liebt. Ich habe Freundschaften gesehen, wo keiner von Beiden den Andern liebte und die nur durch die Macht der Trägheit fortbauerten, welche die Menschen hindert, ihre Gewohnheiten zu ändern.

Während der Baron die Glocke zog, sagte er seinem Gefährten:

— Thomas, betrage Dich doch wenigstens so, wie man in einem adeligen Hause sich betragen muß, damit ich mich vor den Leuten meines Ranges Deiner Gesellschaft nicht zu schämen habe.

— Sei ganz ruhig, erwiderte Thomas, sichtlich ungeduldig. — Und wer in seiner Seele hätte lesen können, wie in einem Roman von Zola, hätte dort in feuriger Schrift die Worte sehen können: O, wie langweilst Du mich!

IV.

Der Herr Graf erschien erst spät Abends. Er hatte den ganzen Tag gejagt, indem er sich den durch die militärischen Manöver unbewußt bewerkstelligten großen Trieb zunutze machte. Als er heimkam, hatte der Herr Lieutenant Baron Malhuché, der jetzt wieder auf den Glanz herausgeputzt war, in der Gunst der Frau Gräfin schon merkliche Fortschritte gemacht. Die Heimkehr des Gatten machte einer allerliebsten Unterhaltung ein plötzliches Ende, in welche der schmucke Offizier und die edle Gräfin in einer Kanapé-Ecke sich versenkt hatten. Thomas benahm sich ausgezeichnet und belästigte die Beiden nicht im Geringsten; ja noch mehr: er leistete ihnen sehr schätzbare Dienste, als der Gatte einmal da war. Er führte den Grafen in eine Nische und hielt ihm da einen schier endlosen Vortrag über die verschiedenen Vorzüge des Gras-Gewehrs und des Lebel-Gewehrs. Inzwischen konnten die beiden Verliebten, Arm an Arm und Knie an Knie ihre liebliche Unterhaltung ungestört fortsetzen. Als man nach dem Souper sich trennte, hätte ein minder Kurzsichtiger als Graf Tessaride sicherlich erblickt, wie der Baron einen vielfach zusammengefalteten Zettel in die Hand der Gräfin gleiten ließ.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, machte der Baron Malhuché einen Spaziergang im Parke. Dann, ehe noch das gräßliche Paar sich erhoben hatte, machten die beiden Offiziere sich auf den Weg, um zu ihrem Regiment zu stoßen, welches unter dem Kommando des Generals Veloup de la Pétardiére um 8 Uhr 21 Minuten die Vorhut des Generals Molinhard unter den Mauern von Chinon zu Paaren treiben sollte.

V.

— Thomas, ich bin mit Deinem Betragen zufrieden, sagte der Baron Malhuché seinem Genossen, während sie des Weges ritten. Du hast Dich wie ein Mann benommen, der besser erzogen ist, als Du es bist. Es freut mich, die Ehre zu sehen, welche meine Gesellschaft Dir einträgt und deren Du Dich würdig zu zeigen trachtest.

— In der That, erwiderte Thomas. Aber immerhin hatte ich heute eine schlimme Nacht.

— Was ist Dir denn zugestoßen?

— Eine schreckliche Kolik.

— Nun, hoffentlich hast Du den Ort gefunden, wo man Erleichterung von diesem Uebel findet?

— Leider nein; nach langem vergeblichem Suchen mußte ich zu der Urne von Porzellan meine Zuflucht nehmen, welche eine wohlthätige Hand vor meine Thüre gestellt hatte.

— Oh, du lieber Himmel! Aber Du hast doch wenigstens nachher die unseligen Spuren Deines Ungemachs verschwinden lassen?

— Leider nein!

— Unglücklicher! Rindvieh! Ungeheuer! heulte der Baron wüthend. Siehst Du nicht ein, daß man Dich für einen ungeschlachten Tölpel halten wird?

— Das befürchte ich nicht, erwiderte Thomas mit verschmitztem Lächeln; — denn ich habe das Ganze in Dein Zimmer getragen.

Der Baron erbleichte und drohte vom Pferde zu fallen. Die Verzweiflung schnürte ihm die Kehle zu, so daß er nicht die Kraft fand, seinen unwürdigen Genossen mit Vorwürfen zu überhäufen und ihm an die Kehle zu springen. Um die beklagenswerthe Lage zu begreifen, in welcher er sich befand, muß der Leser den Inhalt des Briefchens kennen, welches er am vorhergehenden Abend der schönen Gräfin in die Hände hatte gleiten lassen. Dasselbe lautete:

„Madame! Ich bin trostlos, wieder fort zu müssen, ohne Ihnen ein Andenken zurücklassen zu können. Versügen Sie sich, ich bitte, morgen Früh in mein Zimmer und tragen Sie, was Sie dort finden, den ganzen Tag in Ihrem reizenden Haar.“

Vor Tagesanbruch hatte er im Parke eine prächtige rothe Nelke gepflückt, die er dann in seinem Zimmer auf den Kaminsims niederlegte.

Um seinen Jammer vollzumachen, sah er jetzt diese rothe Nelke an der Mütze seines Kameraden Thomas.

Frühling!

Den Frühlingsboten, dessen ersten Blüthen  
Mir Deine zarten Händchen bittend reichen —  
Möcht' Dich ich — weidenhängig's Mädchen —  
gleichem. —

Und wie die Blumen vor des Frostes Wüthen

Will ich auch Dich — thaufrische Kleine — hüten,  
Daß Deine Lilienwangen nicht erbleichen,  
Läßt Du Dich — Spröde — nur auch dann erweichen,  
Mir Deinen Rosenmund zum Kuß zu bieten.

Du zögerst? Fällt's Dir schwer, Dich zu entschließen?  
Entreißen will ich Dich dem düstern Loose,  
Denn ohne Licht wird keine Knosp' zur Rose.

Mit mir erst wirst das Leben Du genießen:  
Und bis der Sommer kommt ins Land gegangen,  
Sollst Du in vollerblühter Schönheit prangen.

Asra.



## Das Schmutztuch des Sultans.

Harems-Szene. Von R. J.

Dem Serail war große Ehre zu Theil geworden: Jussuf ben Ali, der Nachfolger des Propheten, ließ seinen Lieben sein Antlitz leuchten.

Da liegt er, der erhabene Sultan, den Kopf im Schooße der braunen Zoraide, läßt sich das Margileh schmecken und die Sohlen von Leilahs schwarzen Händchen krauen, tätschelt mit der fleischigen Rechten den blendendweißen Busen Gülnares, der Georgierin, und blinzelt den Odalisten schläfrig zu.

Alles recht nett, recht niedlich! Malbasterhals, Korallenmund, Zuckerrohr, Gartenblume, Perlenstrahl, Herzenslust und Herzenspein, und wie die hübschen Kinder alle heißen, singen und tanzen recht angenehm. Jetzt tritt Maimune zum Bauchtanz an. Sie weiß alle ihre Reize zur Geltung zu bringen, und deren sind nicht wenige. Wie verführerisch sie die üppigen Hüften zu wenden versteht, wie feist und einladend das Bäuchlein aus den weißen Schleiern hervorlacht, wie allerliebste sich die schwarze Wolle unter den Achseln von dem Braun der Arme abhebt! Und Jaredsch vollends sucht ihres Gleichen im geschickten Valanciren des haarscharfen, krummen Säbels. Man weiß wirklich nicht, was mehr bligt, was verderblicher ist, ihr Auge oder der Säbel. Sie ist vielleicht etwas zu mager, hat zu wenig Zwiebel gegessen, die bekanntlich Fülle verleihen; aber das macht nichts, Jussuf ben Ali theilt das Vorurtheil seiner Mittürken nicht, er weiß die Reize dieser geschmeidigen Käzchen zu schätzen.

Dennoch gähnt der gute Sultan; ohne etwas von Ben Aliba zu wissen, theilt er dessen pessimistische Anschauung.

Da fällt sein Auge in die halbdunkle Ecke des Saales, aus der zur Zeit halbunterdrücktes Schluchzen hervordringt. Wen hat man da? Ah, die neuesten Erwerbungen des Harems, die Giaurenkinder, die von den braven Korsaren lezthin erbeutet wurden. Was hat der Beherrscher der Gläubigen? Was trübt seine Gemüthsruhe? Die Spitze der Wasserpfeife entgleitet seinen Lippen, die arme Leilah bekommt einen gelinden Fußstoß gegen das Stumpfnäschen, und Zoraide fühlt das Haupt des Herrschers nicht mehr in ihrem Schooße.

Heiliger Prophet! Die hat man in die Ecke gestoßen? Dieses kleine Christenmädchel, das eine so gute Ausnahme von den Jammergestalten seiner Gefährtinnen macht, nicht weint, sondern sogar der Würde des Ortes zuwider zeitweise ganz herzhast sichert, in den langen, handbreiten, blonden Zopf beißt und durch die Finger dies Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ anstaunt? Fürwahr, die ist eines Besseren werth!

Jussuf ben Ali klatscht in die Hände und erhebt sich schwerfällig. Dies wirkt wie ein Zauber. Die Musik schweigt, die Tänzerinnen bleiben in der Stellung, die sie soeben eingenommen, regungslos stehen, und nur ihre Blicke verfolgen eifersüchtig jede Bewegung des Gewaltigen. Wer hat sein Wohlgefallen erregt, wen wird er heute durch seine Huld beglücken?

Siehe: Zoraide, Leilah, Gülnare, Maimune, Jaredsch und sämtliche Odalisten sehen sich vergeblich die Augen aus,

sie werden keines Blickes gewürdigt. Allah, auf die Christenhündin in der Ecke watschelt der Sultan zu, auf dieses unansehnliche, ungeschmückte, ungeschminkte Geschöpf! Es hilft nichts, daß manche kräftige Sure gegen die bösen Geister gemurmelt wird, die seinen Blick getrübt haben müssen! Der Herr der Erde macht Halt vor der Abscheulichen und wirft ihr sein Taschentuch zu.

Kennt Ihr den Sinn dieses Wurfes? Ja? Gut, aber das kleine Schwabenmädchel kannte ihn nicht.

Als sich der mächtige Gebieter ihr naht, springt sie auf, zittert an allen Gliedern, sucht sich hinter ihren Genossinnen zu verstecken, wird hochroth, schlägt die Augen nieder und macht schließlich, aller Etiquette zuwider, einen schüchternen Knix.

Aber was ist Das? Was soll dieses Tuch, das sie wohl oder übel auffangen mußte? Man will ihr also nicht an den Kragen wegen ihres respektwidrigen Benehmens, der alte, würdige Herr ihr gegenüber lächelt ganz freundlich. Aber das Tuch, das Tuch! Was soll sie damit? Ihre Thränen trocknen? Sie weint ja nicht. Daheim schenken die Bursche ihren Schätzen wohl dergleichen Puz, aber wird ein solcher Fürst es Jenen gleichthun? Aha, jetzt hat sie begriffen! Todesmuthig nimmt sie das verhängnißvolle Gewebe, drückt das Näschen hinein und schnäuzt sich einmal, zweimal, dreimal mit voller Hingabe.

Die Verschnittenen wiehern, die Schönen fichern, geben sich bedeutungsvolle Rippenstöße und triumphiren über solche Einfalt, die der Strafe nicht entgehen kann. Das Lachen steckt an, und das Dirnchen riskirt ein verlegenes Lächeln. Jussuf ben Ali aber begreift, er entspricht den Erwartungen seiner Getreuen nicht, sondern lacht, lacht, daß ihm der Bauch wackelt.

Es ist wahrscheinlich, daß er die Mühe nicht scheute, der Lehrmeister eines so unschuldigen Kindes zu sein.

## Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Es gibt Frauen, welche die unausgesprochenen Wünsche ihrer Gatten errathen — um dawider zu handeln.

G. Engelsmann.

\*

Die Frauen sind die beste Leiter, um in die Höhe zu kommen, aber man darf nicht auf der Leiter bleiben. u. s.

\*

Auf die Treue des Hundes kann man bis zu seinem Tode rechnen, auf die Treue der Frau bis zur ersten Gelegenheit.

Franz. Sprichwort.

\*

Manche Frauen lassen sich das, was sie Tugend nennen, durch den Mann sehr theuer bezahlen. \* \* \*

\*

Bei den meisten Frauen trägt der Schein und nur der — Geburtsschein sagt die Wahrheit.

A. Teuffler.

\*

Frauen sind geborene Juristen; sie sprechen nie überzeugender, als wenn sie im Unrecht sind.

J. Komodj.

\*

Eine schöne Frau ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele und das Fegefeuer des Geldbeutels.

Fontenelle.

# (4) Die sechs Dubois.

Roman von Maurice Montégut.

Das Diner verlief still; Alle waren todtmüde, Marie tief bekümmert.

Sie zog sich sehr bald zurück; die Fünf blieben noch beisammen. Man hatte für sie in einem besonderen Saale gedeckt und ihr Gespräch, das keine Zeugen hatte, drehte sich um ernste Dinge.



— Meine Herren, begann Saturnin, seit der kurzen Zeit, daß wir uns kennen, haben wir, jede Stunde des Tages beisammen verlebend, unsere Charaktere schätzen, unsere Persönlichkeiten in ihrem wahren Lichte beurtheilen gelernt.

Wir sind rechtschaffene Leute und wenn auch gewisse persönliche Eigenschaften uns trennen, so sind wir doch auf dem Felde der Ehrlichkeit einander alle gleich. (Allgemeine Zustimmung.)

Das Abenteuer, das uns zusammengeführt hat, ist barock; die Situationen, die sich daraus ergeben, sind noch seltsamer . . . (Gut! sehr gut!)

Selbst wenn Jeder von uns (im Dunkel seiner Seele) beschloffen hätte, seinem Nachbar sein Geheimniß zu verbergen, seinen intimen und geheimen Gedanken zu verheimlichen, wären wir doch in kurzer Zeit genöthigt zu bekennen, daß unser Geheimniß kein Geheimniß und unser Gedanke, wenn auch intim, doch sehr gewöhnlich ist. (Allgemeine Bewegung.)

. . . Meine Herren! Ich will einen heiklen Gegenstand berühren, den Kern der Frage erfassen. Aber ich zögere . . . (Vorwärts! vorwärts!)

Ernuthigt durch Ihre Zurufe will ich Ihnen denn erklären: Meine Herren! wir Alle lieben unsere junge Reisefährtin, die schöne Marie Mangin. (Bewegung.)

Ja, meine Herren, Sie lieben sie, ich liebe sie, und da wir — ich wiederhole es — galante Männer und Leute von Geist sind, will ich Ihnen vorschlagen, daß wir unter den gegebenen Umständen einander unterstützen und gemeinsam den gemeinsamen Gegner bekämpfen, der den Namen Didier führt, und als ehrliche Feinde uns der obersten Entscheidung unterwerfen, welche die Zukunft früher oder später Derjenigen diktiren muß, für die jeder von uns leben und sterben will. (Geräuschvolle Zustimmung.)

Später, wenn Marie diesen Didier vergessen haben wird, den ich hiermit ihrer unwürdig erkläre, wird sie unter uns ihre Wahl treffen.

In jedem Falle wird sie Madame Dubois heißen; denn, meine Herren, Ihrer Herzen und Ihrer Geister sicher, will ich keinen Augenblick bei dem Gedanken verweilen, daß Sie vielleicht . . . (Applaus.)

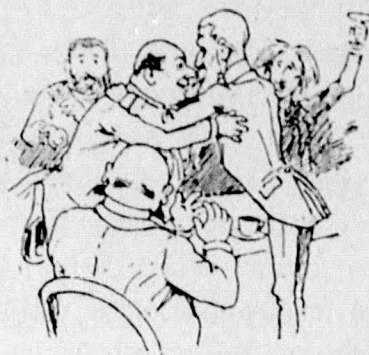
Und nun, meine Herren: welchen Plan, welches Vorgehen müssen wir befolgen, um uns den Eindringling vom Halse zu schaffen, dessen Erscheinen im Augenblick alle unsere Glücksträume vernichten müßte?

Das ist das Problem, welches ich Ihrer weisen Erwägung unterbreite.

Lassen Sie uns suchen, forschen, aufklären, ersinnen, schaffen, aber trennen wir uns nicht, ehe wir unser Verhalten festgestellt haben.

Saturnin setzte sich.

Alle drängten sich heran, um ihn zu umarmen und zu beglückwünschen. Sodann bildeten die Fünf sogleich eine besondere Kommission, erklärten die Sitzung für eröffnet und beriethen über mannigfache Pläne und Entwürfe. Jeder von ihnen legte — je nach seinem Temperament — seine Ansicht dar.



Antony machte sich ganz einfach erbötig, Didier zu erwürgen. Doch man wandte ihm mit unanfechtbarer Logik ein, daß man dazu vor Allem diesen Didier haben müßte.

Theodor verlieh der spießbürgerlichen Meinung Ausdruck, man solle das Mädchen zu seiner Mutter nach Paris zurückbringen, durch diese That sich der Dankbarkeit dieser trefflichen Dame würdig machen, sich so in ihrem Hause Zutritt verschaffen, wo dann Jeder für sich seine Interessen wahren, seine Werbung um das Mädchen betreiben sollte.

Dieser Rath wurde in Erwägung gezogen. Alle erklärten, daß man darauf zurückkommen werde, was der Eigenliebe Theodors nicht wenig schmeichelte.

Der Advokat Rigobert erhielt das Wort. Diesesmal sprach er ohne jeden Aktent.

— Nur geschlich! sagte er ernst; vom Wege der Geschlichkeit dürfen wir nicht abweichen.

Der Kasus war ein heikler, schwieriger, schwer zu lösender . . .

Marie war minderjährig, denn sie zählte noch nicht 25 Jahre . . .

Aber, man könne das Gesetz beugen; es gebe Ausflüchte, Hinterpförtchen . . .

Man dürfe das Mädchen nicht drängen, man müsse einen sanften Druck auf ihre Entschlüsse ausüben, sie leiten und dabei thun, als würde man ihr folgen. So müsse man sie dahin bringen, daß sie selbst der Liebe ihrer Kindheit entsage.

Warum sollte man nicht ein kleinwenig Betrug anwenden? Alle Mittel sind gut, wenn der Zweck ein ehrenhafter ist.

Nur wacker verleunden; es bleibt immer was haften . . .

Wir müssen demnach ungeheuerliche Geschichten über Didier ersinnen, ihn in den schwärzesten Farben schildern; man muß erzählen, daß er seinen ehrwürdigen Oheim grausam ermordet habe, um schneller in den Besitz der Erbschaft zu gelangen.

Laßt uns Schelme, Hallunken sein! — die Leidenschaft entschuldigt, ja veredelt Alles.

Wenn nöthig, werden wir nach einem Monate behaupten, daß Didier mit Gotteslästerungen auf den Lippen unter dem Beil des Henkers geendet hat. Dann wird Marie die Erinnerung an diesen Unglücks-Menschen verfluchen, den sie einst geliebt hat, weil keine Anderen da waren, weil sie uns noch

nicht kannte, und weil es so leicht ist, ein sechszehnjähriges Herz zu täuschen.

In der Kunde wurden einige Strupel laut; diese teuflischen Vorschläge hatten nicht den erwarteten Erfolg.

Florimond äußerte sich in seiner blumenreichen Sprache wie folgt:

— Gute Vettern! leihet mir ein geneigtes Ohr und Eure Weisheit möge meine Worte vernehmen.

Die Jagd nach dem Ideal ist das Dringendste; alles Andere ist gleichgiltig.

Laßt uns daher sicheren Fluges in den unergründlichen Aether des Unbekannten uns aufschwingen, nach unentdeckten goldenen Inseln, wo wir unsere Träume weiter träumen können.

Die Liebe, dieses phantastische Atom, entsteht, lebt und währt nur durch die Vergleichung, durch die ewige Parallele zwischen dem Erwählten und Jenen, die ihn umgeben.

Ich selbst, Eines Sinnes mit Euch, wünschte soeben noch im tiefsten Grunde meines Wesens, diesen Didier, diesen Ausdruck unserer Träume, niemals aufzufinden.

Doch die bessere Erkenntniß sagt mir, man müsse ihn suchen, diesen Didier und ihn um jeden Preis zur Stelle schaffen.

Wenn die göttliche Marie ihn unter uns sehen wird, ein Gänschen unter Schwänen, wird sie urtheilen, vergleichen, ihren Irrthum erkennen; der Erkorne von gestern wird verschwinden, untergehen in dem herrlichen Ruhm der ihn Umgebenden.

Wer ist Derjenige unter uns, der sich nicht rühmen würde, durch seine überwältigenden Vorzüge diesen Jüngling, so matt an Leib und Seele, zu erdrücken?

— Lassen Sie mich aus mit Ihrer Rhetorik! rief Theodor verblüfft; — ich will von diesem Didier nichts wissen.

Saturnin hüstelte; Stillschweigen trat ein. Der Arzt erfreute sich in dieser Versammlung eines Ansehens, dem nichts gleichkam.

— Florimond, Ihr scharfsinniger Vorschlag scheint mir gefährlich, sagte er.

Von der Liebe sprechend haben Sie in Ihren redseligen Perioden des gefährlichsten Feindes derselben, welcher Zeit heißt, vergessen.

Glauben Sie mir, meine Freunde: lassen wir die Tage verfließen und reisen wir.

Wenn Einer von uns morgen behaupten wird, daß Didier nach . . . Toulon abgereist sei, wird Marie ihm folgen wollen und wir werden Marie folgen. Und wenn wir den Fuß in eine Stadt setzen, wird das Verhängniß es immer so fügen, daß Didier nach einer andern Stadt abgereist sein wird. Wir werden es wenigstens behaupten.

Und müßten wir so die Reise um die Welt machen, so wird es doch eine köstliche Reise sein, welche Jedem von uns Gelegenheit und Muße bieten wird, seine natürlichen Vorzüge zu entfalten und so seine Zukunft vorzubereiten. In der Vielfältigkeit der Landschaften, unter den Eindrücken der bereisten Städte und Länder wird Marie — gleich allen jungen Frauenzimmern schließlich das Interesse an der fixen Idee verlieren, die sie plagt. Langsam aber sicher, Stunde für Stunde, Tag



für Tag, Monat für Monat wird sie vergessen. Mit der Zeit wird ihr Herz frei werden; glücklich Derjenige, der es gewinnen wird.

Dazu kommt noch ein anderer Gesichtspunkt.

Es mangelt Marie an Allem. Mit Schonung ihres jugendlichen Stolzes müssen wir sie unter ehrenhaften Vorwänden mit Geschenken überhäufen. Jeden Tag müssen wir neue Gelegenheiten dazu suchen und unsere Geschenke dürfen in ihren Augen nicht viel gekostet haben.

Aber Johann darf da vor Peter nichts voraus haben; wir werden Alle gleichmäßig großmüthig sein; das Geld ist die Waffe der Thoren . . . und übrigens sind wir ja Alle reich.

Ich möchte nun Ihre Stimme hören, meine Herren!

Einhellig wurde der Doktor Saturnin Dubois zum Meister in guten Rathschlägen und weisen Reden erklärt; seine Vorschläge wurden mit einem Beifalls-Gemurmel angenommen.

Am folgenden Morgen erfuhr Marie von Rigobert wie zufällig, daß Didier in Toulon gesehen worden sei.

Sie glaubte diese absurde Nachricht und wollte sogleich abreisen.

Und so reiste man denn ab.

### Siebentes Kapitel.

Der Minnehof. — Theodor wird zum Dichter und Florimond zum Spießbürger. — Antony ist und bleibt ein Riese. — Räubergeschichten.

Es begann nun eine galante Wanderung durch das Leben, durch die Welt.

Um einer Einzigen zu gefallen, studirten und prüften sich Alle bis in ihr Innerstes, unterdrückten ihre Fehler, puzten ihre Vorzüge auf den Glanz heraus und machten neue Menschen aus sich selbst.

Nicht die Pfauen allein schlugen das Rad.

Aber der ehrliche Wettbewerb blieb auf der Tagesordnung; dieser war die Lösung, die Aufdringlichkeit war untersagt. Einer nach dem Andern ließ seine persönlichen Vorzüge glänzen. Jeder hatte seine bestimmte Stunde, in der er sich zärtlich gehen lassen konnte; doch wenn die Stunde vorüber war, kam der Nächste an die Reihe.

Unter dem Vorwande, daß man Zeit gewinnen wolle, (die Menschen sind so hinterlistig!) machte man die Reise von Marseille nach Toulon zu Wagen; die Eisenbahn macht da zu viele Krümmungen und hält zu oft an.

Auch ist man im Wagen allein, was in diesem Falle Sechß bedeutete; und endlich ist eine lange Wagenfahrt geeignet, uns zur Sanftmuth und Zärtlichkeit zu stimmen. Die Schönheit der Landschaften wirkt auf das Herz . . .

So rolle denn dahin, Thespiskarren! deine Insassen sind sämmtlich Komödianten . . .

Am Meeresstrande zieht die weiße Straße sich hin, über ein hügeliges Terrain, das mit wilden Delbäumen bepflanzt ist; blau, blau, ewig blau liegt in der Nähe wie in der Ferne, ruhig wie im Schlafe, das mittelländische Meer da.

Wer noch nicht verliebt ist, muß es werden in diesem Lande der Träume; er muß sich verlieben in das erstbeste Weib, das er bei einer Krümmung des Weges erblickt, und

rasch wird er ihr das Geheimniß seines Herzens mittheilen. Du brauner, gesprächiger Kutscher, treibe Deine kleinen, bassischen Pferde nicht an; kommt man heute Abend nicht an, so wird man morgen ankommen, und es wird lieblich sein, in einer Herberge am Wege zu ruhen, in der Nähe des angebeteten Weibes.

So dachte Theodor.

Wie, Theodor? Jawohl, Theodor. Er übertraf jetzt Florimond an Schwärmerei.

Dieser hingegen war greulich spießbürgerlich geworden. In seinem sonst so erfinderischen Gehirne grübelte er nach einem ungewöhnlichen Mittel, wie er Marie, ohne sie zu kränken, (das war die Hauptsache!) Alldas geben könnte, was ihr fehlte auf dieser Reise, die Gott weiß wann enden sollte.

Da sie nichts hatte, war da viel zu thun.

Und der Dichter sagte sich:

— Was braucht eine Frau? Handschuhe, Kleider, Hüte, eine Uhr, Reispulver, Stiefelchen, Spigen, Ringe, Armbänder, Wäsche, wohlriechende Essenzen . . .

Wie sollte er es anfangen, um ihr in schicklicher Weise diese vollständige Ausstattung zu geben?

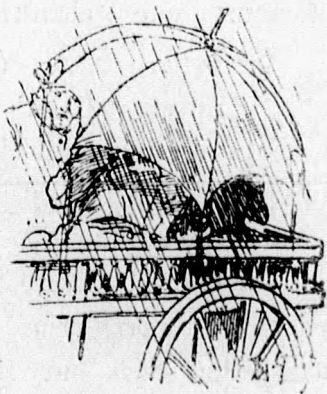
— Ich muß ein Mittel finden, ehe wir Toulon erreichen, sagte sich Florimond wiederholt nervös, schier erstickend vor Angst, verzweifelnd ob der Dürftigkeit seiner Erfindungsgabe.

Etwas zehn Meilen von Marseille kühlte sich plötzlich die Luft ab; das Lüftchen ward zum Winde; der plötzlich trüb gewordene Himmel ward bleigrau und schien sich auf die Erde herabsenken zu wollen. Farblos und gedrückt lag das Meer jetzt da und die Möven flogen mit heiserem Kreischen darüber hin.

Ein unleidliches Frösteln schüttelte die Menschen und die Dinge.

Die Natur erzürnte sich. Ein dumpfes Grollen fuhr durch den unendlichen Raum; das Zwielficht ward von bleichen Blitzen durchzuckt und schwere Tropfen begannen niederzufallen.

Die Reisegesellschaft in dem offenen Wagen begann unruhig zu werden. Theodor, der aus den Wolken wieder zur Erde herabgestiegen war, umklammerte seinen Regenschirm. Marie, die neben ihm saß, neigte ihr Köpfchen unter das schützende Dach, das er ausgespannt hatte und der wackere Spießbürger kühlte sein Herz pochen, als ob es zwanzig Jahre alt wäre.



Antony zuckte mit den Achseln und bot dem Gewitter Trotz.

Allein Saturnin — aus Gesundheits-Rücksichten —, Florimond — aus nervöser Empfindlichkeit — und Rigobert — ganz einfach aus Furcht — rückten eng zusammen, wie die Schafe unter dem Plazregen; unter dem Schutze einer, über Alle ausgebreiteten Decke verbargen sie ihr Mißbehagen und das Zittern ihrer Beine.

Ein ganz artiges Unwetter brach los.

Ohne Unterlaß krachte der Donner in den Wolken, fuhr in die Berge, die sein Getöse dem Meere zusandten und alle

Echos der Erde und des Wassers vereinigten und vervielfältigten sich, um mit ihrem Geheul das Ende der Welt zu kündigen.

Gleich endlosen Fäden von Stahl strich der Regen durch den Raum und wüthend segte der Wind die Fluth vor sich hin.

Das Gefärthe troff von Wasser; der Kutscher verlor in dem Unwetter das Gesicht; die scheuen Pferde wollten nicht vorwärts.

Rigobert war der Erste, der einen Schreckensruf ausstieß.

Bei einem heftigen Donnerschlag war er emporgefahren.

Antony nannte ihn ein nasses Huhn.

— Ob ich ein Huhn bin, weiß ich nicht, ächzte der Advokat, aber naß bin ich sicher. Verdammtes Wetter!

Krach! bumm! Pfitt!

Die himmlische Kanonade dauerte fort; ein Windstoß zerbrach Theodors Regenschirm.

— Doktor! sagte Florimond zu Saturnin, — ist es ein schmerzlicher Tod, am Blitzschlag zu sterben?

— Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen, erwiderte Saturnin unwirsch; vorwärts, Kutscher!

— Das ist leicht gesagt, brummte der Mann auf dem Bocke; die Pferde sind scheu und der Weg fällt steil zum Meere ab . . . Das Meer aber gibt nichts zurück.

— Wir sind verloren! flüsterte Marie.

— Lauter Dummheiten! bin ich nicht da? rief Antony. Er sprang vom Wagen, faßte das Gebiß der Pferde und führte das Gefärthe mit sicherer Hand.

Wieder einmal bewunderte man ihn.

— Aufdringlicher Mensch! brummte Theodor.

Endlich erblickte man auf einer Anhöhe das gastlich winkende Dach einer Herberge.

— Gott sei Dank! riefen Alle in einem Gefühl der Erlösung.

Mariens einziges Kleidchen war naß zum Auswinden.

Sie verließen in aller Eile den Wagen und — waren heiter und guter Dinge. Die Gefahr war eben vorüber.

Die Herberge hatte ein Mißtrauen erweckendes Aussehen; es war ein einziges Stockwerk mit einem verdächtigen Dach darüber.

Im Innern gab es nur eine Gaststube, mit roh gezimmerten Tischen und Stühlen und einem schmutzigen Schanktische, auf welchem nur wenige Flaschen standen.

An den Mauern hingen alte Bilder mit einfältigen Darstellungen; über dem Kamin drohten drei Gewehre.

Als unsere Reisegesellschaft eintrat, fand sie vor: ein altes, dürres Weib, die Patronin; ihre Tochter, eine große, schwarze, kecke Person; vier Bursche, halb betrunken, triefend von Verkommenheit, sonnverbraunt wie die Zigeuner, zerlumpt wie die Bettler der Heerstraße.



Unbekümmert um die Ankömmlinge rührten sie sich nicht, als die Gesellschaft eintrat.

Weder die Wirthin, noch ihre Tochter zeigte sich gefällig. Mit mürrischer Miene saßen sie da und warteten.

— Eine saubere Barake, begann Saturnin.

— Wenigstens regnet es da nicht, das ist auch etwas, warf Antony ein . . . Frau Wirthin, ein tüchtiges Feuer in den Kamin und setzen Sie uns vor, was Sie haben!

Indem er so sprach, warf er ein Goldstück hin, welches hell klingend auf den mit einer Zinkplatte bedeckten Tisch fiel. Sogleich wandten die vier Lumpenkerle die Köpfe. Die beiden Weiber eilten herbei und piepsten in einem schier unverständlichen Kauderwälsch:



— Ach, meine armen, lieben Herren! ach, meine gütige Dame! wir haben nicht viel, doch steht Ihnen Alles zu Diensten; sogleich soll Feuer gemacht werden . . . die Zeiten sind gar schlimm . . . es ist schwer, sein Leben zu fristen . . . der Mann ist todt . . .

Der Mann? das war wohl der Gatte der Alten. Niemand fragte näher darnach. Im Handumdrehen hatte man ein großes Feuer im Kamin angezündet, das den dunklen Saal erhellte; auf einem der wackeligen Tische ward ein Mahl hergerichtet: Schinken, Würste, Brod, Rothwein.

Draußen goß es in Strömen und heulte der Wind.

Marie näherte sich dem Kaminsfeuer. Sie zitterte in ihrem leichten, ganz durchnäßten Kleidchen.

— Sie friert, sagte Saturnin; sie muß die Kleider wechseln . . . aber wie?

— Laßt uns von diesen Weibern einen Anzug leihen oder kaufen, schlug Rigobert vor. Wenn ihre eigenen Kleider trocken sein werden, wird sie dieselben wieder anziehen.

Der Vorschlag wurde gut befunden und sogleich angenommen.

Rigobert rief die Wirthin und ihre Tochter beiseite und begann mit ihnen zu feilschen; wie immer siegte auch hier das Geld.

Doch Marie weigerte sich rundweg, auf den Vorschlag einzugehen, denn auch sie hatte ihre Idee.

Nachdem Alle — selbst Cousin Florimond — sich vergeblich bemüht hatten, versuchte der scharfsinnige Rigobert sie zu überzeugen.

— Bedenken Sie doch, mein Fräulein, wir sind im Gebirge und nicht im Faubourg Saint-Germain; das Meer ist etwas breiter, als das Rinnsal in der Rue du Bac. Andere Zeiten andere Sitten; andere Orte andere Manieren. Diese braven Weiber haben Mitleid mit Ihrem Zustande, welcher in der That ein bemitleidenswerther ist; Sie gleichen einer Dachrinne; sie bieten Ihnen trockene Kleider an, warum wollen Sie sie zurückweisen?

In ihrer Eigenliebe geschmeichelt begann Marie zu überlegen und gab schließlich nach.

Sie stieg hinter dem schwarzen Mädchen eine Treppe hinauf, nach dem obern Stockwerk, um sich da in eine Toulonaiserin umzuwandeln.

Von diesem roth und blau gestreiften Anzug, unter dem Hemde von grauer, grober Leinwand hob sich die Pariserin

mit dem blassen Teint, mit dem goldig besäumten Nacken, mit den dunklen Augen prächtig, neu, da und dort wunderbar begehrenswerth ab, die unwiderstehliche Schönheit des Weibes, die Existenz-Berechtigung der Welt verkündend.

Die Alte selbst faltete in Bewunderung die Hände. Hoch erröthend und mit stolzen Blicken setzte das Mädchen sich zum Kamin, wo die prasselnden Olivenäste zusammensielen. Die Bewunderung ihrer Umgebung entzückte sie, machte ihr das Herz warm. Sie liebte sicherlich nur ihren Didier, aber vor Allem war sie — Weib.



Mehr als je würde jetzt Theodor seine Säcke voll Thaler, Florimond seine Leier, Rigobert seinen Bart und sein Gewissen, Saturnin seine Gesundheit, Antony seine Stärke für sie hingegeben haben; auf einen Wink ihrer Augen würden die vier Lumpenkerle ihre Messer gezogen haben, bereit, vor ihr hoffnungslos zu verbluten.

Das Mahl dauerte nur kurze Zeit; der Himmel hatte sich inzwischen aufgeheitert.

Marie verlangte die Reise fortzusetzen und ihr Wille war den Anderen Befehl.

Ihre Stadtkleider waren noch nicht trocken; sie mußte also die soeben gekauften bis Toulon behalten.

Die Pferde wurden wieder vor den Wagen gespannt; man fuhr weiter.

Es war fünf Uhr; binnen Kurzem sollte die Dämmerung ihre Asche austreuen.

Während des Kommens und Gehens, während der Vorbereitungen zur Abreise hatte Niemand den Theodor beobachtet; und doch benahm sich dieser gar seltsam und verrieth eine beunruhigende Aufregung.

Seit einer Stunde hatte er einen Einfall und schlug sich mit demselben herum; bald bekam er Angst, bald nahm er die Idee wieder auf. Aus Liebe ward Theodor romantisch, Dramaturg und Inszenirer zugleich.

Er hatte bemerkt, (es war unschwer zu bemerken) daß weder Saturnin mit all' seiner Wissenschaft, seiner lebenswürdigen Haltung und seiner Aufmerksamkeit, noch Rigobert mit seinen sechs Akzenten, seinem schönen Barte und seiner guten Meinung von sich selbst, noch Florimond mit der überströmenden Lyrik seiner Deklamationen, noch endlich er selbst mit dem Klimplern seines Goldes und seinem anziehenden Aussehen jemals auch nur für einen Augenblick die Beachtung Marie's gefunden hatte.

Einem Einzigen gelang dies, und dieses einzige Wesen, dieser weiße Hase war Antony.

Dieser triumphirte durch seine leibliche Kraft und seinen fähnen Muth; wenn Didier nicht wäre, würde Marie sicherlich von einem Antony träumen.

Der wackere Spießbürger Theodor hatte denn in seinem Innern beschlossen, daß er bei der nächsten Gelegenheit sich stark und muthig erweisen werde . . . Doch wann würde eine solche Gelegenheit kommen? Und war es nicht klüger, die Sache

vorzubereiten, um sicher zu sein, daß man dabei eine schöne Rolle spielen wird, ohne tüchtige Püffe zu riskiren?

Dies erklärt, weshalb Theodor die Kameradschaft der vier Gefellen suchte, die in der verdächtigen Herberge an einem Tische beisammen saßen. Er ließ ihnen den Rest der Speisen und Weine, hernach Schnaps und Zigarren geben.

Die Kerle grunzten vor Vergnügen; so drückten sie ihren Dank aus.

Als der Wagen bespannt wurde, näherte sich Theodor wieder den Lumpenkerlen.

— Wollt Ihr jeder 20 Francs verdienen? fragte er rasch und leise.

Ein zustimmendes Grunzen war die Antwort.

— Aber wie? fragte der Stärkste unter ihnen.

— Hört mich an. Binnen einer Stunde, wenn erst die Nacht hereingebrochen, werdet Ihr uns in den Weg treten und unsern Wagen angreifen. Ihr habt nichts zu fürchten, wir führen keinerlei Waffen bei uns. Ich werde vom Wagen springen, werde mit meinem Stocke über Euch herfallen und Euch bearbeiten, worauf Ihr unter lauten Rufen: „Das ist der Teufel!“ die Flucht ergreifen werdet.

— Wir haben verstanden; es ist abgemacht, mein Herr.

— Da habt Ihr das Geld.

Theodor drehte ihnen den Rücken und gefellte sich zu seinen Gefährten, die schon im Wagen saßen.

Er sandte den Hallunken ein Lächeln des Einverständnisses zu, dann setzte der Wagen sich in Bewegung.

Die Kerle begannen im Gehölz an der Straße mitzulaufen und kamen in Bälde dem Wagen zuvor.

Theodor war vergnügt. „Antony, du sollst bald übertrumpft werden!“ dachte er sich.

### Achtes Kapitel.

Die Komödie wendet sich zum Drama. — Theodor verzichtet auf den Wettkampf mit Antony. — Nach den Wegelagerern die Polizei.

Kurz vor der Ortschaft Bre dol verengt sich die Straße; auf der einen Seite hat man den mit dichtem Gehölz bestandenen Berg, auf der anderen einen schmalen Damm und dahinter fallen die Klüftenfelsen steil zum Meere ab.

Die vier Gauner, die im Lauffschritt den Wagen weit überholt hatten, machten hier Halt und begannen zu plaudern.

— Der Spießbürger ist erstaunlich, sagte der Eine. Sie haben keine Waffen und haben Geld; das Weib ist schön. . . Das kann lustig werden. . .

— Wir haben nichts zu fürchten, meinte ein Zweiter. Wenn die Sache eine schlimme Wendung nimmt, werden wir sagen, es sei ein bestellter Spaß gewesen.

— Das kann keine schlimme Wendung nehmen; sie sind ihrer fünf, wir sind unser vier. Jeder von uns gilt für Fünf.

— Es ist Einer darunter, der derbe Fäuste zu haben scheint.

— Ach, die Pariser! Die fürchten ihre Manchetten zu beschmutzen.

Jetzt vernahm man das Rollen des sich nähernden Wagens.

— Aufgepaßt, Bursche! Wie immer, Alle zumal, sehr schnell, sehr stark und geräuschlos. . . Kein Blut vergießen, nur die Schreier werden still gemacht. . . Der Dame darf kein Haar gekrümmt werden!

Das Rollen der Räder und das Stampfen der Kasse ward immer deutlicher vernehmbar. Der Wagen näherte sich.

— Laßt uns in den Schatten zurücktreten, gebot der Anführer der Bande.

Die Nacht senkte sich hernieder, lau und mild unter dem gestirnten, tiefblauen Himmel.

Die erschöpfte Erde ruhte nach dem Gewitter.

Der starkbeladene Wagen bewegte sich nur langsam, im schweren Schritt der müden Pferde, die steile Straße hinan; tiefe Stille herrschte in der Reisegesellschaft; Jeder folgte seinen schrankenlos ausschweifenden Ideen.

Nur Theodor fuhr von Zeit zu Zeit empor, in der Erwartung des von ihm vorbereiteten Ereignisses.

In einem Dunstbade stieg der Mond herauf; der höhnende Kukul und der krächzende Rabe schwiegen; eine Nachtigall sang, die ganze Poesie der unbekanntenen Straßen kullte die Herzen ein.

Es war die Stunde, in welcher der Mensch gerne gut ist und an seine Güte glaubt.

Mariens Anwesenheit und der Zauber, den sie auf Alle ausübte, versetzten die Seelen unter schönere Himmelsstriche, wo die Liebe allein allmächtige Herrscherin ist.

Plötzlich tauchten auf der Straße vier Schatten gleichzeitig und drohend auf und ein Ruf Halt! tönte wie ein Schuß durch die stille Nacht.

Zähneklappernd und an allen Gliedern zitternd hielt der Kutscher mit einem Rucke die Pferde an.

— Endlich! murmelte Theodor, und in dem Trubel des Abenteurers sprang er zuerst zur Erde, schwang seinen Stock wie einen Degen und rief:

— Was ist Das, um des Heilands Willen? Banditen? . . . Man greift uns an? Paßt auf, Gentlemen! da wird es was zu lachen geben. Ich komme schon, ihr Hunde!

Zum Glück für den solchermaßen rasenden Spießbürger kam Antony hinter ihm drein. Denn in dem Augenblicke, da er arglos sich anschickte, die frechen Buben zu züchtigen und sie in die Flucht zu jagen, wobei sie schreien sollten: „Das ist der Teufel“ — erhielt er von rückwärts einen furchtbaren Knüttelhieb auf das Haupt, daß ihm Sehen und Hören verging; er schwankte, streckte die Arme aus und fiel zu Boden.

— Das ist Einer! zählte Jemand in der Dunkelheit.

— Und das ist der Zweite! rief Antony der Schreckliche, indem er den größten der Wegelagerer mit einem Faustschlage niederstreckte; in der Herkules-Arbeit fortgehend schlug er sogleich den Zweiten und Dritten zu Boden, der Vierte nahm Reißaus und lief, was er konnte.

Drei lagen am Boden, blutend und stöhnend.

Alldies war so schnell vor sich gegangen, daß Marie kaum Zeit gefunden hatte, einen Schreckensruf auszustößen.

Saturnin, Rigobert und Florimond sahen starr vor Schrecken diese Scene mit an.

Antony beugte sich jetzt zu Theodor herab und suchte diesen aufzurichten.

— Auf, auf! Sie sind ein tapferer Mann! Ehre dem unterliegenden Heldenmüthe! Klettern Sie in den Wagen, man wird Sie verbinden; zum Glück ist der Arzt da. Was aber diese drei Gauner betrifft, fährt über sie hinweg, Kutscher!

Da stießen die drei Gauner ein erbarmungswürdiges Jammergeschrei aus und ihr Anführer, der am glimpflichsten weggekommen war, stöhnte mit noch vernehmbarer Stimme:

— Vierfach starker und edelmüthiger Unbekannter, schenken Sie uns armen Teufeln das Leben! wir sind die unglücklichen Bursche aus der Herberge . . .

Wir haben Sie angegriffen auf ausdrückliche Bestellung jenes dicken Herrn, den Sie soeben einen Helden nannten, und der uns für diesen Angriff bezahlt hat . . .

Das vergossene Blut falle auf sein Haupt, Amen!

— Wie? was erzählt der Kerl? Das ist nicht übel! Theodor, antworten Sie! heulte Antony, den Spießbürger heftig am Arme schüttelnd.

Theodor stammelte:

— Ich habe sie doch kaum bezahlt, daß sie mich erschlagen . . .

Mehr konnte er nicht sagen; er sank bewußtlos in die Arme Rigoberts.

— Wir werden uns später auseinandersetzen, aber die Sache ist verdächtig, brummte der Herkules. Ihr Hallunken, macht, daß ihr fortkommt, gleichviel ob ihr bezahlt seid oder nicht! . . . Es juckt mich in den Fäusten und es könnte euch schlimm ergehen! Laßt euch andernwärts hängen! . . .

Das Gefährte setzte sich wieder in Bewegung.

Marie zitterte noch immer am ganzen Leibe; Rigobert war gelb, Florimond war grün, Saturnin verbarg seine Aufregung unter einer sehr lebhaften Sorgfalt für den unglücklichen Theodor.

Antony brummte.

— Lassen Sie den Hampelmann, ich will mit ihm schon fertig werden; er muß zu sich kommen und uns Einiges erzählen . . .

Wie auf ein Zauberwort schlug der dickste der Dubois jetzt die Augen auf und richtete seine stehenden Blicke auf Antony.

— Aufsetzen! gebot dieser. Und nun erzählen Sie uns doch ein wenig, weshalb Sie diesen Hinterhalt veranstaltet haben? Rasch, im Trab! Lassen Sie die Zunge spielen!

Theodor seufzte dreimal, ließ die verstörten Blicke über die aufmerksam horchende Versammlung schweifen und sagte endlich im Jammertone:

— Mein Fräulein, und Sie, meine Herren, (ich wage nicht mehr zu sagen: Bettern!) die Eitelkeit war zu allen Zeiten das Unglück der Welt, und jetzt das meinige.

Die Heldenthaten unseres edlen Antony, — wir Alle sind ja stolz, daß er Dubois heißt wie wir — seine unüberwindliche Tapferkeit, seine gewaltige Kraft, mit einem Wort: seine Vorbeeren ließen mich nicht schlafen.

Ich gehe nun weiter; ich glaubte bemerken zu sollen, daß er allein unter uns allen vermöge seines streitbaren Wesens es verstanden hat, die huldvollen Blicke des Engels, den wir alle anbeten, auf sich zu ziehen.

Baise Marie, vertheidigen Sie mich! Um Ihnen zu gefallen, habe ich den — wie ich glaubte ungefährlichen — Versuch gemacht, einen Antony, einen Herkules, einen Helden zu spielen . . .

Ich sagte diesen Gurgelabschneidern:

— Macht einen Scheinangriff auf uns und fliehet vor mir!

Aber ach, sie sind nicht geflohen, sondern haben mich niedergeschlagen und wenn Antony nicht wäre, wäre ich jetzt todt und Ihr Alle ausgeplündert.

Verzeihen Sie mir, Marie, hier liege ich vor Ihnen auf den Knien; verzeihen Sie mir, Antony, Sie sind nur zu sehr gerächt; verzeihen Sie mir, meine Herren, denn ich ächze unter den Gewissensbissen und Beulen.

Dieses offene, aufrichtige Geständniß entwaffnete die Versammlung.

Es geziemt sich nicht, einem besiegt am Boden liegenden Menschen noch Fußtritte zu versetzen.

Antony, der gewichtige Mann, prüfte mit den Blicken seine Umgebung und sprach folgendes milde Urtheil:

— Theodor, Du bist ein altes Vieh; reden wir nicht weiter darüber, aber laß Dir Aehnliches nicht wieder einfallen!

— Ja, duze mich, Antony! rief der Spießbürger mit von mächtiger Erregung zitternder Stimme.

So endigte diese merkwürdige Geschichte.

Sie kamen ohne weiteren Unfall nach Toulon; es war späte Nacht, als sie im Gasthose „zur Goldröhre“ Absteigquartier nahmen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe mußten die fünf Herren auf Geheiß Mariens sich auf den Weg machen, um den phantastischen Didier zu suchen.

Was Marie selbst betrifft, so konnte sie in ihrem gestreiften Bauernanzug nicht ausgehen; ihre eigenen Pariser Kleider aber erheischten eine gründliche Ausbesserung.

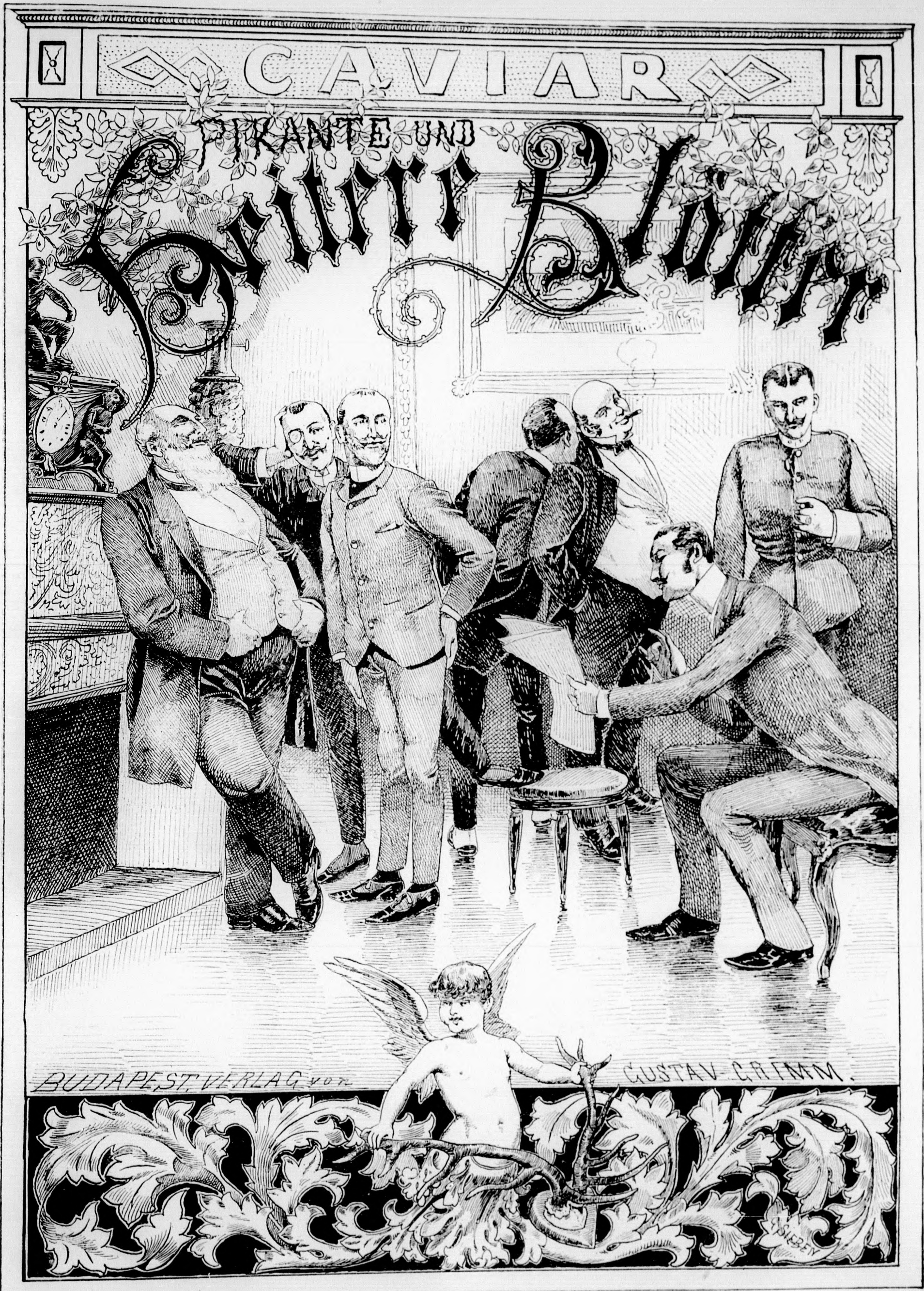
Diesmal waren die Fünf ganz ruhig und sicher, auf ihrem Wege nicht den geringsten Didier zu treffen. Sie suchten ihn denn auch mit sehr lauem Eifer. Sie fanden ihn natürlich nicht, aber sie fanden etwas Anderes.

Mariens Kleidung setzte die Leute im Gasthof in Erstaunen; sie hielten sie für ein Landmädchen und es verbreitete sich alsbald das Gerücht, daß fünf freche Pariser eine junge Provenzalin entführt hätten. Man hatte es ohne Zweifel mit einer Entführung, mit einer gewaltsamen Einschließung zu thun, denn die Aermste weinte sich die Augen aus, wagte aber nicht sich zu beklagen, sicherlich weil man sie bedrohte u. s. w.

Auf dem Platze vor dem Gasthose bildeten sich Gruppen, welche darüber beriethen, was zu thun wäre. Man mußte die Polizei verständigen. Allein der Gang der Verwaltung ist ein langsamer; man mußte dem jungen Mädchen zur Flucht verhelfen. Das war besser. Für das Gute gibt es keine Hindernisse, also vorwärts!

So murmelte das brave Volk; aber Niemand rührte sich.

(Fortsetzung folgt.)





Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).  
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**  
ist soeben erschienen und  
durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen :

# LÜGEN.

Roman von  
**PAUL BOURGET.**

Autorisirte Uebersetzung von **A. HANNY.**

 Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. 





## Physiologie der modernen Liebe.

Nachgelassene Fragmente eines Werkes von **Claude Larcher**, gesammelt und herausgegeben  
von seinem Testamentsvollstrecker

**PAUL BOURGET.**

Autorisirte Uebersetzung von **OTTMAR DITTRICH.**

 Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. 



**PAUL BOURGET**, der hervorragendste Schüler **Emil Zola's** bietet in seinem Roman „**Lügen**“, der im Original („mensonges“) ungeheuren Erfolg erzielt hat, mit Geist und Witz, mit scharfer psychologischer Auffassung und jener unnachahmlichen französischen Grazie vortreffliche Schilderungen aus dem französischen Leben der Gegenwart.

„**Die Physiologie der modernen Liebe**“, von der Kritik eines der allerseltsamsten Bücher genannt, wird alle Leser der Bücher von **Stendhal**, **Michelet**, **Montegazza** interessieren.

